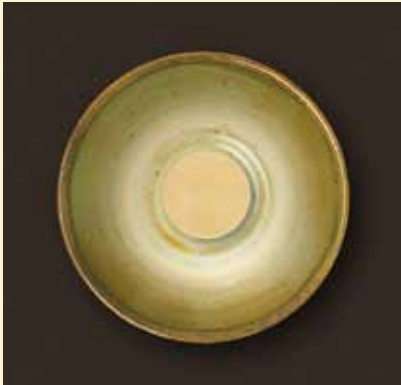


Mitte stiftet (an)



- GEMEINSCHAFT UND DIENSTLEISTUNG
- ALLTAGSTAUGLICHE SPIRITUALITÄT
SEELSORGE MIT GETAUFTEN UND GOTTES ANDEREN MENSCHEN
- SEELSORGE IN GEMEINDEN UND ORTEN KIRCHLICHEN LEBENS
FÜR EINE KIRCHE DER ZUKUNFT
- UMBAU BEI LAUFENDEM BETRIEB





Diese Mitte bleibt Zentrum
 und sendet
 in Wellenform
 über den Rand
 unfassbar hinaus,
 sucht, zu erreichen und zu sammeln,
 – stiftet Gemeinschaft, angestiftet zum Dienen –
 und sei ihre Schale
 aus Holz geschnitzt,
 oder im Ofen gebrannt,
 unter Hammerschlägen getrieben,
 oder mit Gold veredelt:
 am Rand bleibt diese Mitte Zentrum.

M. Kollig

1 VORWORT

2 GEMEINSCHAFT UND DIENSTLEISTUNG – SEELSORGE UNTER SPANNUNG
P. Manfred Kollig SSCC

10 »SIE KOMMEN, WEIL SIE GEHÖRT HABEN, DASS MAN HIER GUT SCHWEIGEN KANN.«
 Interview mit P. Reinhard Körner OCD über Seelsorge mit Getauften und Gottes anderen Menschen

14 LEBENSHILFE – VERHEISSUNG – BERUFUNG
 Seelsorge in Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens für eine Kirche der Zukunft
Maria Widl

19 »UMBAU BEI LAUFENDEM BETRIEB«
 Zwei bundesweite Konferenzen zur Kirchenentwicklung im Vergleich
Carla Böhnstedt

24 »ÖFFENTLICHE TRAUER NACH KATASTROPHEN«
 Brigitte Benz bei der Regionalkonferenz Notfallseelsorge

29 FIRMPASTORALES FACHGESPRÄCH MIT DEN BISCHÖFEN
Alfred Herrmann

33 »WAS HÄLT UNSERE GESELLSCHAFT ZUSAMMEN?«
 Interview mit Pater Theodor Wenzel zur Hochschulpastoral in Frankfurt (Oder)

36 »ENGAGEMENT FÜR GEFLÜCHTETE – EINE SACHE DES GLAUBENS?«
 Zur Studie der Bertelsmannstiftung
Michael Haas

39 HANSJÖRG GÜNTHER – »UMWEGE IN EINE ACHTSAME MODERNE«
 Buchbesprechung von Dr. Thomas Brose

Herausgegeben vom Dezernat II – Seelsorge
 des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin
 Postfach 04 04 06 · 10062 Berlin
 Tel.: 030 32684-526 · Fax: 030 32684-7526
 kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de
 Verantwortlich: Uta Raabe
 Redaktion: Hermann Fränkert-Fechter,
 Petra Wiederhöft
 Layout: Graphicteam Köln Bonn
 Druck: Laserline Druckzentrum Berlin
 Titelbild: Christoph Kießig

»ALLES WIRKLICHE LEBEN IST BEGEGNUNG«

(Martin Buber)

Liebe Leser und und Leserinnen,

Begegnung mit dem anderen durchzieht alle Artikel der vorliegenden Ausgabe der INFORMATIONEN. Martin Buber beschrieb das Leben des Menschen als Leben in Beziehung. Es wurde für ihn zum Schlüssel seines Denkens: «Wer Du spricht, hat kein Etwas zum Gegenstand. Denn wo Etwas ist, ist anderes Etwas, jedes Es grenzt an andere Es, Es ist nur dadurch, dass es an andere grenzt. Wo aber Du gesprochen wird, ist kein Etwas. Du grenzt nicht. Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts. Aber er steht in der Beziehung.» In diesem Sinne befassen sich die Beiträge in unterschiedlicher Weise mit dem Thema Begegnung und Beziehung.



In den von Generalvikar Pater Manfred Kollig SSCC beschriebenen Aspekten der Kirchenentwicklung ist die »communio« von grundlegender Bedeutung. Sie gründet in Gott, der in sich selbst Beziehung ist als Vater, Sohn und Geist. Diese Beziehung bleibt nicht exklusiv für sich, sondern Gott wendet sich in seiner Liebe den Menschen zu und wird zum Urheber der Communio. So gilt es, diese Communio zu leben und zu gestalten – in der fruchtbaren Spannung zwischen Gemeinschaft und Dienstleistung, zwischen Ghetto und Boulevard, zwischen Katakombe und Leuchtturm.

Aus der seelsorglichen Praxis erzählt Pater Dr. Reinhard Körner OCD. Für ihn bedeutet Seelsorge, den Menschen zu einer persönlichen Beziehung mit Jesus Christus zu führen, damit diese ein – wie Teresa von Avila sagt – »Leben in Freundschaft mit Gott« führen kann.

Mit der sich verändernden Gesellschaft, der postmodern werdenden Kultur und den Herausforderungen für die Kirche setzt sich Prof. Maria Widl auseinander. Kirche steht in der Spannung zwischen einer »außer-post-modernen Stabilität« und einer »bedingungslosen Anpassung« an gesellschaftliche Bedürfnisse, die dazu führen könne, dass die Kirche »zur Servicezentrale für religiöse Bedürfnisse, zum Wellnessstempel für die Seele, zur Sozialstation für die Opfer des Turbokapitalismus« verkommen würde. Die Spannung zwischen Stabilität und Anpassung ist zu greifen.

Dies wird auch deutlich in dem Beitrag von Carla Böhnstedt über zwei bundesweite Konferenzen zur Kirchenentwicklung: »Umbau bei laufendem Betrieb«. Die Kirche solle – so Prof. Matthias Sellmann – aus »höflichen« und »großzügigen« Menschen bestehen, die anderen Raum geben und Spaß haben an der Entfaltung anderer.

Einen besonderen »Raum« geben die Notfallseelsorger/-innen anderen Menschen, sie tragen deren Trauer mit und versuchen »ein wenig von der niederdrückenden Last des Herzens« zu nehmen. Hier sorgen sich Menschen darum, das Unaussprechbare ins Wort zu heben, nicht nur in öffentlichen Trauerfeiern. Hier wird Begegnung und Beziehung heilend spürbar.

Für Emmanuel Lévinas ist das der Weg, die von Buber konstatierte Begegnung zu leben: Gott offenbart sich im Gesicht des anderen Menschen, im »Antlitz des Anderen«. Und weil die Anderen verwundbar und sterblich sind wie das Ich selbst, muss das Ich auf ihre Verwundbarkeit antworten. Ich bin den Anderen verantwortlich und deshalb auch für sie verantwortlich.

In dieser Communio stehen und leben wir, diese gilt es zu gestalten und zu entwickeln. Die Verheißung gelungener Communio zeigt der Psalmist, wenn er singt: *Huld und Treue begegnen einander, Gerechtigkeit und Frieden werden sich küssen.* (vgl. Ps 85,11)

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre.

Uta Raabe

Generalvikar P. Manfred Kollig SSCC

GEMEINSCHAFT UND DIENSTLEISTUNG – SEELSORGE UNTER SPANNUNG

ZWISCHEN GHETTO UND BOULEVARD, ZWISCHEN KATAKOMBE UND LEUCHTTURM

Der neue Generalvikar P. Manfred Kollig SSCC war wenige Wochen nach seinem Amtsantritt Hauptreferent bei der Seelsorgekonferenz für Geistliche und Laien im Pastoralen Dienst am 26. April 2017 in der Katholischen Akademie. Vor über 200 Seelsorgerinnen und Seelsorgern hat er zum Verständnis von Communio-Pastoral in Zeiten der Spannung gesprochen. Wir veröffentlichen seine Ausführungen ungekürzt.



P. Manfred Kollig SSCC

Die Seelsorgekonferenz steht in diesem Jahr unter dem Thema »Gemeinschaft und Dienstleistung«. Dieses Thema leitet sich u.a. aus Lumen gentium (1,4) ab: »Der Geist wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen wie in einem Tempel (vgl. 1 Kor 3,16; 6,19), in ihnen betet er und bezeugt ihre Annahme an Sohnes statt (vgl. Gal 4,6; Röm 8,15-16.26). Er führt die Kirche in alle Wahrheit ein (vgl. Joh 16,13), eint sie in Gemeinschaft und Dienstleistung, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und charismatischen Gaben und schmückt sie mit seinen Früchten (vgl. Eph 4,11-12; 1 Kor 12,4; Gal 5,22).« Der Untertitel zu der Konferenz »Seelsorge unter Spannung« gibt etwas von dem wieder, was viele Katholiken in unserem Erzbistum Berlin wegen der gesellschaftlichen Veränderungen, mit denen auch kirchlicher Wandel einhergeht, und wegen des Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt« wahrnehmen. Wir erleben spannende Zeiten, die mancherorts auch Spannungen erzeugen: zwischen den Getauften, zwischen den Getauften mit unterschiedlichen Diensten, zwischen Pfarreien in den neuen sogenannten pastoralen Räumen, zwischen Pfarreien und dem Erzbischöflichen Ordinariat, zwischen synodalen Gremien und der hierarchisch-verfassten Kirche etc.

Mit der Überschrift über meinen Impuls führe ich den Titel der Tagung weiter, indem ich einen Gedanken von Dietrich Bonhoeffer aufgreife, der sagte: »Sammlung ohne Sendung führt zum Ghetto, Sendung ohne Sammlung zum Boulevard.«

Wohin führt der Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt«? Ist das Bonhoeffer-Zitat vielleicht eine treffende Beschreibung der Spannung, unter der Seelsorge in unserem Erzbistum steht? Ich nehme in den ersten drei Monaten seit der Übernahme meines Dienstes wahr, dass es im Erzbistum Berlin seelsorgliche Konzepte gibt und Erwartungen an Kirche, die eher Ghetto fördern, und andere, die eher den Boulevard gestalten. Wir können auch sagen: Unter uns wirken Kirchenbilder, die eher Katakombe, kleine Herde oder Heimatverein im Sinn haben; und solche, die eher Leuchttürme bauen oder Events gestalten wollen. Ja, wir brauchen Sammlung, die der Vergewisserung dient; die Feiern in Gemeinschaft ermöglicht; die gemeinsames Entscheiden eröffnet und Beheimatung erfahren lässt. Und wir benötigen auch Events, die punktuelle Teilnahme ermöglichen und uns öffentlich werden lassen in der Welt; wir benö-

tigen sichtbare Einrichtungen, die wir Leuchttürme nennen mögen – ich halte dieses Bild im kirchlichen Kontext nicht für angemessen – , damit Menschen andocken können, ohne sich selbst dauerhaft und verbindlich an eine Gemeinde zu binden. Was wir aber nicht gebrauchen können, sind Einseitigkeiten und exklusives Denken: Engagement, das ausschließlich sammeln oder senden will, Ghettos schafft oder stabilisiert; Boulevards plant und anlegt, die schön aussehen, aber über den Schein hinaus keine nachhaltig wirkende Botschaft haben; Leuchttürme baut, die dort, wo ansonsten Ebbe ist, nicht gebraucht werden, und auch, bleibt man dem Bild treu, keine Orte sind, an denen Menschen im Innern des Gebäudes Gastfreundschaft erfahren.

Bei den Gedanken, die ich Ihnen anbiete, handelt es sich um meine eigenen Gedanken, die ich mir angesichts der ersten knapp 90 Tage mache; ich greife auf, was ich im Rahmen meiner Besuche in mehreren pastoralen Räumen des Erzbistums, in Sitzungen mit Gremien und im Erzbischöflichen Ordinariat wahrgenommen habe. Bewusst habe ich Niemanden gebeten, mir einen Entwurf für dieses Referat zu schreiben. So kann ich mich Ihnen zu erkennen geben und mich in die Diskussion begeben sowie an dem messen lassen, was ich zum jetzigen Zeitpunkt unter dem Vorbehalt der kurzen Zeit in meinem Dienst sagen kann.

Ich lasse mich leiten von den Themen, zu denen Sie später in Kleingruppen arbeiten werden, und die den Impuls gliedern. Zentraler Gedanke ist die *Communio*. Sie ist der Kern jeder Kirchenentwicklung. Unser Erzbistum zeichnet sich aufgrund seiner Geschichte und seiner aktuellen Zusammensetzung durch ein besonders hohes Maß an Vielfalt und Verschiedenheit aus (Ost-West, viele Ordensgemeinschaften und andere geistliche Bewegungen mit eigener Prägung, viele Getaufte mit Migrationshintergrund und entsprechend anderer kirchlicher Sozialisation etc.). Je stärker die Vielfalt, umso stärker muss die Sor-



*Sammlung ohne Sendung
führt zum Ghetto,
Sendung ohne Sammlung
zum Boulevard.
(Dietrich Bonhoeffer)*



Rückmeldungen
von den Thementischen,
gestaltet als
Pausengespräch

Foto: Christoph Kießig



ge um die Communio sein. Eine starke Vielfalt braucht starke Brückenbauer, damit sie nicht in Polarisierung und Spaltung endet. Dazu werde ich später im letzten Teil, der sich dem Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« widmet, noch Konkreteres sagen.

COMMUNIO MEINT BEZIEHUNG

Worin ist Communio begründet? Woraus leitet sich in Kirche gedachte Beziehung ab? – Aus dem Glauben an den Dreieinigen Gott. Die kirchenamtlichen Reflexionen über Kirche in der Neuzeit gehen immer wieder von dem Dreieinigen Gott aus, von Lumen gentium bis zu dem Papier der Deutschen Bischöfe »Gemeinsam Kirche sein« (2015; s. auch die Arbeitshilfe zu diesem Papier von 2016). Zwei Aspekte der Trinität, die für unsere heutige praxisorientierte Reflexion bedeutsam sind, möchte ich hervorheben:

1. Der Gott, an den wir glauben, ist ein Gott, zu dessen Göttlichkeit und Vollkommenheit wesentlich die Beziehung gehört. Und weil Gott das, was zu ihm wesentlich gehört, nicht von außen bekommt, ist er immer schon Beziehung und in Beziehung von Ewigkeit zu Ewigkeit. Zugleich genügt sich diese Beziehung nicht selbst, ist kein geschlossener Club, sondern offen für weiteres Leben (Schöpfung), das in die Dreieinigkeit integriert wird.

2. Die Beziehung in Gott ist keine hierarchische und auch keine uniforme. Das heißt: Der Vater ist nicht der Sohn und der Sohn nicht der Geist; ebenso ist der Geist nicht wichtiger als der Vater oder der Vater als der Sohn oder der Sohn als der Geist. Was das christliche Gottesbild auszeichnet: Dieser Gott ist ein Gott in drei Personen, ist Beziehung und bedarf der Beziehung. Der Vater ist nicht ohne den Sohn zu denken und der Sohn nicht ohne den Geist etc.

In dieser Communio verkündet Jesus nicht sich selbst, sondern seinen Gott und Vater. Jede Form von Ich-Fixierung und Narzissmus ist Gott fremd. Sie behindert Communio und kann diese im schlimmsten Fall sogar verhindern. Der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle hat einen wesentlichen Aspekt der Communio 1978 in einem Beitrag so beschrieben:

»Es genügt nicht, dass der Glaube »stimmt«. Der Glaube muss auch »gehen«, das Leben aus dem Glauben muss gelebt werden. ...

Die Quellen brauchen ihren Weg zu uns, und wir brauchen den Weg zu den Quellen. ...

Spiritualität ist, wie der Glaube und wie im Glauben mein Leben geht. Sie ist Weg zu mir und über mich hinaus zu Gott, zur Welt, zu anderen. Solche Spiritualität ist im allerersten Ansatz schon Gemeinschaft. ...

Gemeinschaft geht aber nicht, indem man sie »hat«. Es wäre Versuchung und Selbsttäuschung, wenn wir Christen behaupten wollten: »Wir haben doch die Kirche, und Kirche ist Gemeinschaft. Wir haben, was die Menschen suchen, wir brauchen es ihnen nur anzubieten.« Die fertige Institution, die vorgeprägte Form ... verängstigen und vergewaltigen den Menschen, drücken ihn in sich hinein, statt ihn aus sich herauszuholen und zu seinem Nächsten hinzuführen. Was überkommen und überliefert ist, bewährt seine Gültigkeit, Tragfähigkeit, Lebendigkeit nur, indem es je neu erzeugt, wie zum ersten Mal getan und gelebt wird.«

[aus: Klaus Hemmerle: Zum Thema »Kirche« (2012)]

LEIDENSCHAFT FÜR DEN MENSCHEN.

DIE SENDUNG DER KIRCHE.

Und am 11. September 1974 sagte Bischof Hemmerle anlässlich der Eröffnung des 85. Deutschen Katholikentags in Mönchengladbach:

»Christen sind Partner aller anderen auf der Suche nach dem Morgen für die Menschheit. Unsere gemeinsame Startbasis, ja, auch die Startbasis für uns als Christen sind die jämmerlichen Ansätze, die wir in der Hand haben, und das schier bodenlose Defizit, das es aufzuholen gilt. Da können wir nicht geschwind an die Kraftquellen des Glaubens appellieren, da müssen wir mit allen anderen zusammen die Wüste nach Oasen absuchen, das Gestein nach Wasseradern, die vielleicht doch irgendwo verborgen sind. Da müssen wir mit allen anderen zusammen uns einen realistischen und rationalen Notplan zurechtlegen, wie man überleben, wie man weiterleben kann. Da müssen wir uns Gedanken machen, wie Spannungen auszuhalten, wie Konflikte auszutragen sind, ohne dass alles in Scherben und der Mensch dabei zugrunde geht. Lauter Dinge, die aufs Erste mit dem Evangelium gar nicht viel zu tun haben und die im Grunde doch Evangelium sind. Evangelium einfach deswegen, weil das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, weil der Herr in unserer Mitte war als einer, der dient. ...

Ich glaube, dass heute mehr als noch vor ein paar Jahren die Menschen enttäuscht, zu Recht enttäuscht wären über einen bloßen Rückzug der Christen in die Solidarität der Ratlosigkeit. Dass man die herrliche Zukunft nicht mit selbst gemachten Utopien herbeizaubern kann, dass die Evolution nicht von allein zum immer Besseren führt, dass der Mensch das Glück und die Lebensqualität für alle nicht leisten kann, hat sich herumgesprochen. Dass Überleben aber nicht genügt, dass alle Anstrengung die bohrende Frage bei



sich hat, was denn eigentlich geschafft sei, wenn alles geschafft ist, das ist die bedrückende Erfahrung, die immer mehr Menschen machen. Wir wissen nicht, wie es weitergeht im Ganzen, wir wissen nicht, wie es weitergeht mit dem Einzelnen, der ich selber bin. Aber noch viel bedrückender ist es, nicht zu wissen, WOHIN es weitergeht.«

[aus: Klaus Hemmerle: Zum Thema »Kirche« (2012)]

IN DIESER COMMUNIO GIBT ES KEIN »OBEN UND UNTEN«, DIE DIENSTE SIND GLEICHWERTIG. LEITUNG IST NICHT WICHTIGER ODER UNWICHTIGER ALS DIAKONIE.

Die Entwicklung der Kirche in unserem Erzbistum wird wesentlich davon abhängen, ob es uns gelingt, zwei Themen, die in der praktischen pastoralen Arbeit oft zu Spannungen führen, gut zu bearbeiten, zu reflektieren und einen Konsens herzustellen, der sich dann auch in der Praxis positiv auswirken kann und wird.

1. Eucharistie und Diakonie

Eucharistie und Diakonie sind zwei Aspekte der einen Realität, in der sich Gott als der »Ich-bin-da« und der »Gott-für-die-Welt« offenbart. Die Eucharistie begründet und festigt die Beziehung mit Gott und untereinander. Jesus Christus ist und bleibt unter allen Umständen gegenwärtig und setzt sich für alle ein. Aus der Feier der Communio in der Eucharistie als Nähe zu Christus und den Menschen und als Einheit in der Versammlung, die sich aus Christus und um ihn als Mitte ergibt, leitet sich die Sendung ab: Als Versammlung der Getauften (Kirche) sich senden zu lassen, in der Welt präsent und proexistent zu leben. In dem Maße, in dem Getaufte wirklich präsent sind und für die anderen da sind, stellen sie Christus dar. So feiern sie nicht nur die Präsenz und Proexistenz Jesu, sondern sind nach seinem Vorbild und vom selben Heiligen Geist bewegt auch aufmerksame Zeitgenossen mit den Menschen und für die Welt (präsent und proexistent).

Wenn wir auf die vier Fotos schauen, die uns das eucharistische Brot in der Mitte von vier unterschiedlichen Schalen zeigen, erinnert uns dies daran: Gott lässt sich auf uns Menschen und in uns ein, ganz gleich, aus welchem Holz wir geschnitzt, in welchem Ofen wir gebrannt, unter welchen Hammerschlägen wir getrieben oder ob wir gar mit Gold veredelt wurden. Und dieser Eucharistische Herr bleibt das Zentrum selbst dann, wenn er sich aus der Mitte heraus an die Ränder begibt. Auch dies müssen wir, wenn wir Eucharistie und Communio ernstnehmen und sie für uns praxisrelevant sein sollen, als Kirche darstellen.

2. Gemeinsames Priestertum und Weihepriestertum.

Schauen wir auf das gemeinsame Priestertum in 1 Petr 2,5-9. Hier werden die Getauften daran erinnert, dass sie »königliche Priesterschaft« sind. In Lumen gentium heißt es, dass wir gemeinsam »Leib Christi«, »Volk Gottes« und »Tempel des Heiligen Geistes« sind (LG 10). Das sind die Aspekte, die alle drei alltagstauglich werden müssen. Ein-



seitigkeit sollte vermieden werden, da sie schnell in Ideologie abdriften kann, die sich negativ auf das Verhältnis zwischen den Getauften mit und ohne Priesterweihe auswirken kann. Kirche ist sowohl Leib Christi als auch Volk Gottes unterwegs als auch Tempel des Heiligen Geistes.

Das Weihepriestertum (Amtspriestertum, Priestertum des Dienstes, hierarchisches Priestertum) unterscheidet sich vom gemeinsamen Priestertum dem Wesen nach. Die Deutschen Bischöfe erinnern in ihrem Schreiben an die Priester vom 25.09.2012 daran, dass der geweihte Priester »in persona Christi capitis« handelt. Papst Johannes Paul II hat die geweihten Priester mehrfach daran erinnert, dass der geweihte Priester tief im gemeinsamen Priestertum verwurzelt bleibt (s. z.B. Schreiben an die Priester vom 12.03.1989). Das Verhältnis zwischen dem geweihten Priester und allen Getauften als Teil des gemeinsamen Priestertums muss folglich von folgenden Aspekten geprägt sein:

- a. Das Priesteramt unterscheidet sich dem Wesen nach vom Priestertum aller Getauften. Die geweihte Person handelt stellvertretend für Christus (Lebensgestaltung aus dieser besonderen »Ähnlichkeit mit Christus«, Vorsteher der Eucharistie). Dort, wo die geweihten Priester in der Feier der Eucharistie das Gegenüber zur Gemeinde sind, bleiben sie in und mit der Gemeinde und sind nie gegen sie.
- b. Graduelle Unterschiede oder Unterschiede aufgrund von Funktionen behindern eher das Verhältnis zwischen den Geweihten und Nicht-Geweihten.
- c. Priesterweihe ist als »soziales Sakrament« zu sehen: aus den Menschen genommen, für die Menschen bestellt (Joh. Paul II, s. z.B. Gründonnerstagschreiben an die Priester v. 12. März 1989).
- d. Dass der geweihte Priester Hirte ist, muss sich gerade auch darin zeigen, dass er nicht andere opfert, sondern sich und sein Leben in der Nachfolge Christi für andere hingibt. Bei der Beziehung mit Christus »handelt es sich nicht um ein rein verstandesmäßiges Kennen, sondern um eine tiefe persönliche Beziehung; ein Kennen vom Herzen her, das demjenigen zu eigen ist, der liebt



und der geliebt wird, der treu ist und der weiß, dass er seinerseits dem anderen vertrauen kann; ein Kennen aus Liebe, kraft dessen der Hirt die Seinen einlädt, ihm zu folgen, und das in Fülle offenbar wird im Geschenk des ewigen Lebens, das er ihnen macht (vgl. Joh 10,27–28).« (Benedikt XVI in der Predigt zur Priesterweihe am 29. April 2007).

Sowohl die Taufe als auch die Priesterweihe entfalten sich im Laufe des Lebens. Mehr und mehr wird der einzelne Christus ähnlich und wird die Gemeinschaft der Getauften, was sie empfängt: Leib Christi.

KIRCHE IST SYNODAL UND HIERARCHISCH.

Zu diesem Thema empfehle ich die Gedanken von Papst Franziskus, die er am 17.10.2015 in seiner Ansprache anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Bischofssynode »Über die Schönheit und Notwendigkeit des gemeinsamen Gehens« geäußert hat:

»Die Synodalität als konstitutive Dimension der Kirche bietet uns den angemessensten Interpretationsrahmen, um das hierarchische Dienstamt zu verstehen. Wenn wir verstehen, wie der heilige Johannes Chrysostomus sagt, dass Kirche und Synode Synonyme sind – weil die Kirche nichts anderes ist, als das »gemeinsam auf dem Weg sein« der Herde Gottes auf den Wegen der Geschichte, um Christus, dem Herrn, entgegenzugehen –, verstehen wir auch, dass in ihr niemand über die anderen »erhoben« werden kann. Im Gegenteil, in der Kirche ist es notwendig, dass jemand »sich erniedrigt«, um sich auf dem Weg in den Dienst der Brüder zu stellen.«

»Doch in dieser Kirche findet sich die Spitze wie bei einer auf den Kopf gestellten Pyramide unter der Basis. Daher heißen diejenigen, die die Autorität ausüben, »Diener: denn nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes sind sie die kleinsten unter allen. Dadurch, dass er dem Volk Gottes dient, wird jeder Bischof für den ihm anvertrauten Teil der Herde

»vicarius Christi«, Stellvertreter jenes Jesus, der sich beim Letzten Abendmahl herabgebeugt hat, um den Aposteln die Füße zu waschen (vgl. Joh 13, 1–15). Und in einem ähnlichen Horizont ist der Nachfolger Petri nichts anderes als der »servus servorum Dei«, der »Diener der Diener Gottes.«

COMMUNIO BEDEUTET NICHT, DASS ALLE ENTSCHEIDUNGEN DEMOKRATISCH ABGESTIMMT UND GETROFFEN WERDEN.

Papst Franziskus erinnert an die Unterscheidung zwischen »cum Petro« und »sub Petro«; vereinfacht gesagt: Nach der richtigen Entscheidung wird gemeinsam gesucht (cum Petro); und sie wird dann, wenn sie reif ist, auch von dem getroffen, der dazu die Vollmacht hat (sub Petro). Wir müssen in unserer Kirche verstärkt unterscheiden zwischen Entscheidung finden und Entscheidung treffen. Jede und jeder Getaufte muss die Chance haben, zu den Themen, die uns als Kirche bewegen, seinen Beitrag leisten zu können, setzt doch der Hl. Geist in allen Getauften Christus gegenwärtig. Wir werden in unserem Erzbistum immer dort ein Problem haben, wo Entscheider die Prozesse vor der Entscheidung nicht ernst nehmen; wo sie beispielsweise nicht anhören oder hören ohne hinzuhören. Und wir werden auch dort nicht erfolgreich sein, wo nicht nach dem Entscheidungsfindungsprozess entschieden wird und die Entscheidungen (bis auf ausdrücklichen Widerruf) gelten.

SEELSORGE BRAUCHT STRUKTUREN UND VERANTWORTLICHKEIT

Entscheidungsfindung muss gesteuert werden. Sie geschieht im Prozess. Verlässlichkeit und Verbindlichkeit sind in diesen Prozessen notwendig. Die Entscheider müssen im Findungsprozess anwesend sein oder zumindest sicherstellen, dass ihnen die Inhalte der Beraterinnen und Berater authentisch weitergeleitet werden, damit sie in die Entscheidung einfließen können.



Gerade in spannungsgeladenen Entscheidungsprozessen, die es seit der Gründung der Kirche gibt (z.B. Apostelkonzil), ist es wichtig, Loyalitätsobliegenheiten zu respektieren; ebenfalls die Zuständigkeiten zu (be-) achten. Diskussionen unter uns im Innern müssen offen und ehrlich geführt werden, aber nicht in der Öffentlichkeit, schon gar nicht im Internet. Erst recht müssen getroffene Entscheidungen respektiert werden. In Manipulation und im Ungehorsam drückt sich ein mangelndes Verantwortungsbeusstsein aus.

Im Erzbistum müssen wir klären, in welchem Rahmen jede und jeder Einzelne mit seinen Charismen und aufgrund seiner Beauftragungen und Weihen der Entwicklung der Kirche dienen kann und welche Entscheidungen welchen Grad von Verbindlichkeit haben.

DIENSTVORGESETZTER UND SEELSORGER

Wer als Seelsorger in der Leitungsverantwortung steht, ist zugleich Verkünder, Berater, Begleiter und Entscheider, um nur vier seiner zentralen Aufgaben zu benennen. Wichtig ist, dass er sowohl als Seelsorger als auch als Dienstvorgesetzter aus der Haltung heraus handelt, die sich an Jesus Christus, seinem Halt, ausrichtet. Entscheidende Kriterien für seelsorgliches Handeln wie Integrität, gelungene Interaktion und Integration sind auch Kriterien für gelungenes Handeln als Dienstvorgesetzter (s. z.B. Das Geschenk zur Berufung zum Priestertum, 8.12.16, Nr. 33, 34).

GETEILTE VERANTWORTUNG

Auch hierzu zitiere ich nochmals Papst Franziskus: »In dem Apostolischen Schreiben ›Evangelii gaudium‹ habe ich hervorgehoben: ›Das Volk Gottes ist heilig in Entsprechung zu dieser Salbung, die es ›in credendo‹ unfehlbar macht‹ und hinzugefügt: ›Jeder Getaufte ist, unabhängig von seiner Funktion in der Kirche und dem Bildungsniveau seines Glaubens, aktiver Träger der Evangelisierung, und es wäre unangemessen, an einen Evangelisierungsplan zu denken, der

von qualifizierten Mitarbeitern umgesetzt würde, wobei der Rest des gläubigen Volkes nur Empfänger ihres Handelns wäre‹. Der Sensus fidei verbietet die strenge Unterteilung in ›Ecclesia docens‹ und ›Ecclesia discens‹, da auch die Herde einen eigenen ›Spürsinn‹ hat, um die neuen Wege zu erkennen, die der Herr der Kirche offenbart.«

(Papst Franziskus, 17.10.2015 a.a.O.)

CHARISMEN ENTDECKEN UND GETAUFT FÖRDERN.

Christen sollten sich nicht den Wutbürgern anschließen, sondern Mutbürger sein, die sich mit denen zusammenschließen, die sich innerhalb und außerhalb der Kirche in dieser Welt mutig engagieren. Nicht zuletzt das Dokument der Deutschen Bischöfe unter dem Titel »Gemeinsam Kirche sein« hat entfaltet, dass es für die Kirche wesentlich ist, die Charismen aller Getauften zu entdecken, zu fördern und zu entfalten. (s. auch Schreiben der Dt. Bischöfe an die Priester vom 25.09.2012, Charismen der Gläubigen entdecken, fördern und zur Entfaltung bringen als Kernaufgabe des Priesters).

WAS BEDEUTET DAS KONKRET FÜR DIE SEELSORGE IN UNSEREM ERZBISTUM?

WAS BEDEUTET DIES KONKRET FÜR DIE KIRCHENENTWICKLUNG UND DAMIT AUCH FÜR DEN PROZESS »WO GLAUBEN RAUM GEWINNT«?

Zur Erinnerung: Welche Ziele werden mit dem Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« verfolgt? Im Adventhirtenbrief 2012 von Erzbischof Kardinal Woelki heißt es: »Der angestrebte Perspektivwechsel bringt Gott stärker in den Blick. Es geht jetzt darum, was Gott von uns will. In Gott können wir dann den Anderen als Schwester und Bruder erkennen und die Nachbargemeinde nicht mehr als Konkurrenz zur eigenen erleben, sondern als Schwestern und Brüder, mit denen wir gemeinsam auf dem Weg sind – Gott entgegen. Gemeindliche und kirchliche Erneuerung ist – ich wiederhole es gerne – kein ausschließlich administrativer



Der Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« ist kein einmaliger. Er soll in ein reflektiertes pastorales Handeln hineinführen, das von einer »liebenden Aufmerksamkeit« (Ignatius von Loyola) geprägt ist. Er ist getragen von der Zuversicht, dass »die Welt Gottes so voll ist« (Alfred Delp SJ).



Vorgang, sondern ein geistlicher Weg, der in der Begegnung mit dem Herrn in Gebet, Heiliger Schrift und Eucharistie gründet. Nur wer ihm persönlich begegnet, kann ihn auch persönlich anderen mitteilen!

Im ergänzenden Schreiben vom 11. Januar 2013, das von Erzbischof Kardinal Woeki, Generalvikar Przytarski und Weihbischof Heinrich unterschrieben wurde, steht, dass der Prozess so angelegt ist, dass eine Vielfalt in der Entwicklung möglich ist: »Pastorale Räume können und sollen sich unterschiedlich entwickeln, um den Gegebenheiten vor Ort Rechnung tragen zu können. Dieser offene und partizipative Prozess wird neue und ungewohnte Wege in der Pastoral aufzeigen. Der Gestaltungsspielraum orientiert sich einerseits an den kirchenrechtlichen Rahmenbedingungen und andererseits an finanziellen und personellen Ressourcen, die noch mit Blick auf die unterschiedlichen Gebiete zu beziffern sind.« Aufgrund der ersten Erfahrungen im Erzbistum Berlin möchte ich folgende Thesen in den Austausch bringen: Glauben kann Raum gewinnen,

- wo Menschen Glaubende als integer, interaktiv und integrierend erfahren;
- wo Glaubende solidarisch und verbindlich sind (»da sein und für sein«; dazu sind auch Rahmenbedingungen notwendig, die das »System Kirche« zur Verfügung stellen muss);
- wo Beziehung wächst und Glaubende nicht anonym bleiben.

Dieser Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« ist kein einmaliger. Er soll in ein reflektiertes pastorales Handeln hin-

einführen, das von Gebet und Reflexion, von in der Realität gelebter Spiritualität, von innerer Freiheit, von Vertrauen in Gott und die Menschen sowie Gott in den Menschen und von einer »liebenden Aufmerksamkeit« (Ignatius von Loyola) geprägt ist. Er ist getragen von der Zuversicht, dass »die Welt Gottes so voll ist« (Alfred Delp SJ). Vier Bedingungen sehe ich derzeit, unter denen der Prozess gelingen kann. Es kommt darauf an, für diese Bedingungen zu sorgen.

■ Damit der Prozess gelingen kann, müssen wir gemeinsam alles tun, um glaubwürdig zu sein. Lassen Sie mich dies am Beispiel des Projekts »Hedwigskathedrale« erläutern. Diese Kirche ist Mutterkirche für unser Bistum und ihre Bedeutung geht über die Mauern der Kathedrale hinaus. Eine leitende Idee für die Gestaltung der Kathedrale ist, dem Gedanken, dass Kirche Communion ist und (der eucharistische) Christus die Mitte und das Zentrum der Communion, Ausdruck zu verleihen. Das bedeutet auch: Wir können nicht »Communion im Bauwerk aus Steinen« darstellen, ohne für die »Communion der lebendigen Steine« zu sorgen. Wir müssen die Communion in der St. Hedwigskathedrale weiterdenken: Sie muss über die Mauern hinausgehen, über Berlin hinaus bis Frankfurt an der Oder, bis Usedom, Brandenburg und Havelberg. Die kreisförmig angeordneten Plätze in der Kathedrale müssen weitergeführt werden und sich bewähren und bewahrheiten auf den Plätzen, die wir Menschen in Vorpommern, Brandenburg und Berlin anbieten in Liturgie, Diakonie, Katechese und Religionsunterricht, in politisch und sozial motivierten Initiativen und dem Ringen um die richtigen Entscheidungen, die stets in unserer religiösen Überzeugung ihren Ursprung und ihren Geist haben.

■ Der Prozess braucht notwendig Einheit (in der Vielfalt) im Team; Einheit zwischen den Hauptamtlichen auf der lokalen und der diözesanen Ebene. Wir brauchen das »Wir-Bewusstsein«, auch in den Spannungen und Auseinandersetzungen. Das ist dann möglich, wenn wir unsere Identität von Christus ableiten und nicht von Sachthemen, von Sachentscheidungen, von Posten etc. Wenn Vorläufiges unsere Identität schafft und sichert, verleugnen wir unseren Auftrag. Ich erlebe dieses Erzbistum wie bereits gesagt als ein sehr buntes und heterogenes. Deshalb bedarf es auch einer großen Vielfalt. Die Straße der Kir-

chenentwicklung muss in unserem Erzbistum breit angelegt werden. Zugleich muss es Leitplanken geben und klar sein, was im Rahmen dieser Entwicklung geht und was nicht. Wo Vielfalt ist, wird das Team umso wichtiger und muss der Einzelposten die Ausnahme sein. Der Leitende Pfarrer hat die Leitung, die anderen Priester und Hauptamtlichen übernehmen Leitungsaufgaben. Aber sie entscheiden nicht einsam, sondern müssen in die Vielfalt hineinhören.

Wir können uns bei aller Vielfalt und in den größten Kontroversen nicht erlauben, aus der Beziehung zu gehen. In den ersten Monaten hat mich nachdenklich gestimmt, wenn Getaufte sagten, dass andere für sie »gestorben seien«; dass sie mit denen nichts mehr zu tun haben wollen. Für Mitglieder einer Religion, die selbst die tatsächlich Verstorbenen nicht für tot, sondern für ewig lebendig erklärt, gehört es sich nicht, andere für tot zu erklären. Wegen der Vielfalt müssen wir umso größere Anstrengung unternehmen, Brücken zu bauen. In seiner Predigt im Gottesdienst anlässlich der Gründung der pastoralen Räume erinnert unser Erzbischof Heiner Koch immer wieder an die Bedeutung der Getauften als Brückenbauer.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch gesondert auf die Beziehung zwischen den Pfarreien, Einrichtungen und dem Erzbischöflichen Ordinariat eingehen. Kirchenentwicklung kann nur gelingen, wenn wir unabhängig davon, ob wir auf lokaler oder diözesaner Ebene arbeiten, den Wert des anderen und seiner Perspektiven schätzen. Wenn es z.B. um die Vergabe der Finanzmittel geht, braucht es den Blick derer, die zwischen den Hochhäusern der Großstädte und auf den Feldern Vorpommerns unterwegs sind, um in der Beziehung mit den Menschen vor Ort herauszufinden, was sie bewegt. Und die in Beziehung entdecken, was es braucht, damit Kirche vor Ort beispielsweise den Menschen helfen kann zu entdecken, dass Gott mit ihnen in Beziehung sein will und ist. Und es braucht die Menschen, die aus der Hubschrauberperspektive das ganze Erzbistum im Blick haben und so die Erkenntnisse und Wünsche auf der lokalen Ebene im Zusammenhang des Erzbistums beurteilen können. Zu einer guten Verteilung der Mittel im Rahmen der Schlüsselzuweisungen kommen wir nur, wenn wir gemeinsam Kriterien und Parameter für die Vergabe festlegen.

■ In der 2. Phase des Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt« kommt es darauf an, in Freiheit auf die jeweilige Situation vor Ort zu sehen, sie zu erkennen und anzuerkennen und daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Zwei Dreischritte bestimmen diese 2. Phase. Der eine ist uns vertraut: sehen – urteilen – handeln. Die Getauften schauen gemeinsam auf die Situation, erkennen, was die Menschen vor Ort bewegt. Sie beurteilen die Situation im Licht des Evangeliums, sehen Möglichkeiten und Hindernisse, Gaben und Aufgaben. Dies mündet vor dem Handeln in einem zweiten Dreischritt: wollen – können – sollen. Wir klären, was wir angesichts der Situation und

unsers christlichen Auftrags tun wollen. Dann prüfen wir, ob wir dies mit den Getauften vor Ort erfüllen können. Auch prüfen wir, ob wir über genügend materielle Mittel zur Erfüllung der Wünsche verfügen.

Wenn beide Antworten positiv ausfallen, müssen wir vor dem Handeln noch fragen, ob wir das Geplante auch tun sollen, d.h. z.B. ob es im Rahmen aller Herausforderungen auch das Richtige und Wichtige ist, oder ob anderen Aufgaben Priorität einzuräumen ist. Was darüber hinaus geklärt werden muss, ist der Rahmen, in dem wir »dürfen«. Soweit es in der Macht der Ortskirche steht, müssen wir im Rahmen der Kirchenentwicklung prüfen, inwieweit wir im Rahmen von Beauftragungen mehr ermöglichen können, als wir es heute tun. Da wo es nicht in unserer Macht steht, sondern der Kirche in Deutschland bzw. der Weltkirche zusteht, Entscheidungen zu treffen, die den Getauften eine größere Teilhabe an der Sendung der Kirche ermöglichen, können wir an der Entscheidungsfindung mithelfen, können aber keine unabhängigen Entscheidungen treffen.

■ Zu jeder Zeit sind wir als Menschen gefordert, Sachentscheidungen zu treffen, die ab und zu auch schmerzlich sein können und uns und andere als Menschen hart treffen. Der Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« kann uns lernen helfen, die notwendigen und von der Sache her richtigen Entscheidungen zu treffen, dabei zugleich die Gefühle – die eigenen wie die der anderen – zu erkennen, anzuerkennen und zu »bearbeiten«.

Bei alledem sollten wir gemeinsam nicht nur fragen, wer unsere Meinung vertritt und vordergründig uns nur mit denen zusammentun, die dasselbe wollen wie wir. Wir sollten auch kritisch fragen, wie die, die unserer Meinung sind, mit denen umgehen, die anderer Meinung sind. Wer mit denen, die andere Auffassungen vertreten, respektlos umgeht, ist kein Verbündeter, selbst wenn er das will, was wir wollen. Nur wenn wir in den Spannungen mit denen, die anders denken und anderes wollen, gut umgehen und mit ihnen in Beziehung, in *Communio* bleiben, kann der Glauben in unserem Erzbistum Raum gewinnen.



»SIE KOMMEN, WEIL SIE GEHÖRT HABEN, DASS MAN HIER GUT SCHWEIGEN UND ETWAS ÜBER ALLTAGSTAUGLICHE SPIRITUALITÄT LERNEN KANN.«

Interview mit dem Ordensmann Dr. Reinhard Körner OCD über Seelsorge mit Getauften und Gottes anderen Menschen



Dr. Reinhard Körner OCD

Reinhard Körner OCD ist seit 40 Jahren als Seelsorger in Ostdeutschland tätig und leitet seit über 25 Jahren das Gäste- und Exerzitienhaus der Karmeliten in Birkenwerder. Jährlich kommen etwa 2.200 Menschen aus dem Erzbistum Berlin, den ostdeutschen Diözesen sowie dem gesamten deutschsprachigen Gebiet zu Exerzitien und Seminaren in Ihr Haus. Was suchen diese Menschen?

Reinhard Körner: Diejenigen, die zum ersten Mal zu Exerzitienkursen zu uns kommen, lockt in der Regel das Thema. Sie suchen Klarheit in zentralen Fragen des christlichen Glaubens. Kurse mit Themen wie »Ist Gott da?«, »Wer bist du, Jesus?«, »Erlöst – wovon, wodurch, wozu?«, »Leben mit dem Heiligen Geist« oder »Leben mit dem drei-einen Gott« sind so gut wie immer schnell ausgebucht. Ebenso Kurse, die zu einer persönlichen Gottesbeziehung hinführen mit Themen wie »Einübung ins innere Beten«, »Das Vaterunser – in der Gebetschule Jesu«, »In der Lebensmitte zur Mitte des Lebens finden« oder »Damit es mir wirklich um Gott geht«. Die allermeisten Exerzitierteilnehmer/innen kommen nach dem ersten Kurs wieder. Viele entdecken dabei auch, wie wichtig und geradezu heilend für die Seele es ist, mal drei/vier Tage durchgängig zu schweigen – was heute im deutschen Sprachraum selbst in Exerzitienhäusern leider kaum noch ermöglicht wird. Sie nehmen dann vor allem aus diesem Grund jährlich oder noch öfter an Exerzitien und Besinnungswochenenden teil. Die Teilnehmer, mehrheitlich Frauen und Männer zwischen 30 und 70 Jahren, sind zu zwei Dritteln katholisch, zu einem Drittel evangelisch. Aber in fast jedem Kurs sind unter den ca. 35 Teilnehmern auch zwei/drei religionslose Menschen dabei – sie kommen in der Regel, weil sie gehört haben, dass »man hier so gut schweigen kann«.

Auch unsere Seminare zum Bibelverständnis und zu Themen der christlichen Spiritualität sind sehr gefragt. Sie finden natürlich nicht im Schweigen statt. In den Arbeitskreisen und Diskussionsrunden zeigt sich fast immer, wie »ausgehungert« die Menschen sind. »Warum wird uns das nicht auch mal in einer Predigt gesagt?« oder »Hätten das meine Kinder mal so gehört, dann hätten sie der Kirche nicht den Rücken gekehrt« sind Äußerungen, die wir immer wieder hören.



*Die Menschen, die zu uns kommen,
suchen nach einem Glaubensverständnis,
das vor ihrer Allgemeinbildung und
ihrem wachen Verstand bestehen kann.*



Also kurz zusammengefasst: Die Menschen, die zu uns kommen, suchen nach einem Glaubensverständnis, das vor ihrer Allgemeinbildung und ihrem wachen Verstand bestehen kann. Und nach spiritueller Orientierung – nicht nur nach Spiritualität allgemein, sondern nach gesunder und alltagstauglicher Spiritualität aus den christlichen Quellen. Es zeigt sich dabei zunehmend, so hören wir es auch aus anderen kirchlichen Bildungs- und Exerzitenhäusern, dass im Zuge der Umstrukturierungen zu Großraumpfarreien vielen nun solche Häuser zur »geistlichen Heimat« werden.

Seelsorge ist ein altes Wort. Wie kann man Seelsorge heute angemessen verstehen?

Reinhard Körner: Spontan fällt mir da die Definition ein, die ich während meines Theologiestudiums in Erfurt Anfang der 1970er Jahren von unserem damaligen Pastoraltheologen Franz Georg Friemel hörte: »Seelsorge ist Hinführen zur Standortveränderung auf Jesus Christus hin.« Ich habe das immer so verstanden, dass damit nicht nur und nicht zuerst ein Hinführen zur *Lehre* über Jesus Christus gemeint ist, sondern zur je persönlichen *Beziehung* zu ihm. Seelsorger/in sein heißt meines Erachtens, Menschen dazu hinzuführen, dass sie nicht innerlich allein durchs Leben gehen, sondern in Jesus Christus und seinem Gott einen Lebenspartner finden. Dass also zwischen dem Menschen und Gott »etwas läuft«. Unsere Ordensgründerin Teresa von Ávila hat es »Leben in Freundschaft mit Gott« genannt. Und dabei geht es dann nicht nur darum, bei ihm das Herz ausschütten zu können, sondern auch von ihm etwas fürs eigene Leben lernen zu wollen – beides zusammen erst »macht was« mit dem Menschen im Sinne einer »Standortveränderung auf Jesus Christus hin«.

Eine solche Seelsorge, die also nicht nur gelegentliche »Notfallseelsorge« ist, braucht natürlich Menschen, die selbst kennen, wozu sie andere hinführen wollen. Und sie braucht Nähe zu den Mitmenschen – die, da darf man sich nichts vormachen, unter den heutigen Bedingungen kirchlichen Lebens leider immer weniger möglich ist.

Sie beschäftigen sich seit vielen Jahren mit dem spanischen Seelsorger Johannes vom Kreuz (1542–1591). Er ist ein großer Heiliger aus Ihrem Orden und Kirchenlehrer. Was können wir von Johannes vom Kreuz für das Thema »Seelsorge unter Spannung« lernen?

Reinhard Körner: Ich selbst verdanke Johannes vom Kreuz, dass ich Christ bin. Als ich mich in den Jugendjahren nach den Erfahrungen in einem kirchlichen Internat entschieden hatte, fortan lieber atheistisch zu leben, hat mich ein »zufälliger« Blick in ein Buch mit Texten von ihm

Christsein bedeutet Freundschaft mit Gott – Teresa von Ávila und Jesus.



Seelsorge ist Hinführen zur Standortveränderung auf Jesus Christus hin. (Franz Georg Friemel)



zu Gott zurückgeholt. Durch Johannes vom Kreuz habe ich damals den absolut und leidenschaftlich liebenden Gott kennengelernt, und mir wurde klar, dass religiöses Leben in nichts anderem besteht, als seiner Liebe zu vertrauen und auch selbst, so recht und schlecht es uns Menschen halt gelingt, liebend zu leben. Erst durch Johannes vom Kreuz ist mir die Mitte der Botschaft Jesu aufgegangen.

In den Schriften dieses Kirchenlehrers kann man, denke ich, sehr viel über Seelsorge lernen, zumal er sie im Rahmen seiner Seelsorge verfasst hat. Zum Beispiel dass Vernunft und Glaube unbedingt zusammengehören – darüber habe später promoviert – und zur Seelsorge deshalb auch eine Glaubensverkündigung auf der Höhe der Zeit gehört. Oder dass Seelsorge auch Hilfe zur »Unterscheidung der Geister« sein muss, weil nun einmal nicht al-





*Gott geht den Weg zum Ziel seiner
Schöpfung mit der gesamten Menschheit,
nicht nur mit den Christen
und anderen Gottgläubigen allein.*



les, was in der Kirche als fromm, religiös und kirchlich gilt, dem Geist des Evangeliums entspricht und sogar die Seele krank machen kann. Oder seine Lehre von der »dunklen Nacht«: dass Gott auch da ist, wenn man in der Seele nichts von seiner Nähe spürt, ja dass man Gott dann erst wirklich zu lieben beginnt, wenn man ihm gestattet, der verborgene Gott, der Gott »im Dunkel« zu sein. All das sollten Seelsorger wissen und reflektieren können, um Menschen auf ihrem Glaubensweg hilfreich begleiten zu können. Und das Wichtigste, das auch ich als Seelsorger von ihm lernen konnte: Seelsorge besteht zuallererst darin, darauf zu achten, was Gott selbst gerade mit dem Menschen tut, den ich begleite, und dann Hilfestellung geben, sich auf Gottes Wirken an ihm einzulassen oder Gott wenigstens nicht dabei zu behindern. – Worte dieses Kirchenlehrers wie: »Gott wohnt auch in der Seele des größten Sünders der Welt« oder: »Wenn ein Mensch Gott sucht, dann hat viel früher schon Gott nach diesem Menschen gesucht« könnten Seelsorge auch an sogenannten Fernstehenden und Suchenden überaus »spannend« machen.

Birkenwerder liegt nördlich von Berlin, auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. In Ostdeutschland sind 80% der Menschen religionslos. Welche Erfahrung haben Sie mit diesen Menschen in Bezug auf Seelsorge?

Reinhard Körner: »Religionslos« ist natürlich ein Schubladen-Begriff. Auch wir hier in Birkenwerder benutzen ihn für diejenigen, die sich zu keiner Konfession und Religion zugehörig zählen, zum Beispiel wenn wir im Jahresprogramm unseres Klosters »Exerzitien für Religiöse und Religionslose« anbieten – ein sehr gefragter Kurs, der ebenfalls in durchgängigem Schweigen stattfindet, aber mit Vortragsthemen gestaltet wird, die jeden Menschen angehen. Doch lieber sagen wir »Gottes andere Menschen«. Denn von Gott her betrachtet ist ja jeder Mensch Gottes Mensch. Gott geht den Weg zum Ziel seiner Schöpfung mit der gesamten Menschheit, nicht nur mit den Christen und anderen Gottgläubigen allein. Und er geht dabei ganz eigene Wege, so viele je eigene Wege, wie es Menschen gibt. So gesehen gibt es zwar religionslose Menschen, aber keinen einzigen Gott-losen.

Sich mit dieser Sichtweise anzufreunden, ist spätestens heute für uns Christen, auch für Seelsorgerinnen und

Seelsorger, unumgänglich. Das sind wir nicht nur unseren Mitmenschen, sondern auch Gott selbst schuldig. Kurz gesagt: Wir sind Menschen zuerst, vor jeder religiösen, spirituellen und weltanschaulichen Orientierung – dann erst kommen die Unterschiede. Erst mit dieser Grundeinstellung zueinander gelingt uns das Miteinander – und manchmal auch ein Gespräch über die Frage nach Gott.

Meine diesbezügliche Erfahrung würde ich so zusammenfassen: Es ist gut, dass es religionslos lebende Menschen gibt, ich möchte sie um mich herum nicht missen. Sie sind allein schon durch ihr Dasein eine heilsame Anfrage an uns Christen und religiöse Menschen, ob unsere Gottesvorstellungen nicht zu oberflächlich und manche unserer Glaubenspraktiken nicht doch eher abergläubisch sind. Und für sie wiederum ist es gut, dass es uns, die Religiösen, die im Herzen von Gott Berührten gibt: Wir sind eine ebenso heilsame Anfrage an alle anderen, ob nicht doch »mehr« hinter der Oberfläche unserer Daseinwelt steckt. Wir brauchen einander, und wir brauchen auch die Anfrage des jeweils anderen an einander. Wir im Ostteil Deutschlands Geborenen, auch wir hier in Birkenwerder, im Konvent, in der Gemeinde und im Exerzitienhaus, haben damit schon eine lange, sehr gute Erfahrung.

Birkenwerder liegt auf dem Land. Vor welchen Herausforderungen steht die Seelsorge im ländlichen Raum und was bedeutet das für die Gläubigen, die Religionslosen und die Seelsorgenden selbst?



Wenn Christen nicht dort eine Gemeinschaft bilden, wo sie wohnen und leben, und seien sie auch nur wenige an Zahl, werden sie heimatlos und können auch für andere, für »Fernstehende« und Suchende nicht mehr Heimat sein. Man muss buchstäblich »die Kirche im Dorf lassen«.



Reinhard Körner: Im ländlichen Raum, oder sagen wir: in den Flächengebieten außerhalb der Großstädte, besteht für die Gläubigen die derzeit größte Herausforderung sicherlich darin, angesichts der nun errichteten weiten »pastoralen Räume« eine *lebendige Gemeinde vor Ort* zu bleiben – oder nun erst recht zu werden.

Wenn Christen nicht dort eine Gemeinschaft bilden, wo sie wohnen und leben, und seien sie auch nur wenige an Zahl, werden sie heimatlos und können auch für andere, für »Fernstehende« und Suchende nicht mehr Heimat sein. Man muss buchstäblich »die Kirche im Dorf lassen«,

Alle Fotos: Daniela Bethge



Eingangsbereich
Karmelitenkloster
und Pfarrkirche
St. Teresa

sonst wird sie zumindest für diesen Ort bedeutungslos und – jedenfalls in den Augen von »Gottes anderen Menschen« – zur Sekte. Seelsorge, so erleben es ja viele Christen in den Flächengebieten schon, ist dann weder füreinander noch für andere am Ort möglich, weil das natürliche Miteinander und die mitmenschliche Nähe fehlen.

Wo die »Zählsorge«, die Frage nach der Zahl der Gemeindemitglieder, nach der Zahl der Priester und Seelsorger und nach der Zahl der zu erhaltenden Gebäude, zum Maßstab kirchlicher Zukunftsgestaltung geworden ist, ist die Seelsorge – nach innen und nach außen hin – »unter Spannung« geraten. Diese Spannung nicht einfach nur zu beklagen, sondern sie zur Energie zu machen, um miteinander und für Gottes andere Menschen Kirche zu sein, ist gewiss die spannendste Herausforderung, auch im Erzbistum Berlin. Und die Menschen, die sich dieser Herausforderung stellen, sind da. Ich erlebe sie in unserer Gemeinde in Birkenwerder und ich erlebe sie unter den Frauen und Männern, die aus dem gesamten deutschen Sprachraum in unser Exerzitienhaus kommen. Viele von ihnen sind für Christen und Nichtchristen zu Seelsorgern und Seelsorgerinnen geworden.

Seit 40 Jahren sind Sie Seelsorger. Sind Sie es – immer noch – gern?

Reinhard Körner: Sagen wir es so: Zuallererst bin ich Mönch, konkret in einem kleinen Konvent des Teresianischen Karmel. Das heißt, ich versuche, mein Christsein in der Berufung zu leben, die Gott mir geschenkt hat. Diese klösterlich-kontemplative Lebensart, die ich zusammen mit meinen Mitbrüdern zu verwirklichen versuche, hat mich gewiss auch zum Seelsorger gemacht. Sie ist für mich und meine Mitbrüder die Voraussetzung dafür, dass wir Seelsorger sein können – deshalb können wir sie auch den kirchlichen Strukturreformen nicht opfern. Ja, ich bin gern Seelsorger, auch nach 40 Jahren noch. Eigentlich kann ich sogar sagen: Ich bin am besten Platz, den ich mir für mich denken kann!

Andere Christen haben andere Berufungen, die Diözesankleriker zum Beispiel. Aber auch Laien-Christen können Seelsorger, Seelsorgerinnen sein – wenn auch, vielleicht mehr als ich, »unter Spannung«. Wenn ich ihnen einen Rat geben kann, wie sie ihre »Spannung« zur fruchtbaren Energie machen können, dann mit einem Wort von Frère Roger Schutz: »Lebe du das vom Evangelium, was du jetzt verstanden hast!«, und einem von Papst Franziskus: »Geh und verkünde das Evangelium – notfalls auch mit Worten!«

Das Gespräch führte Daniela Bethge, Projektleitung
»Caritas rund um den Kirchturm – Kirche mitten unter den Menschen«

INFO

Pater Dr. Reinhard Körner (*1951 im Landkreis Cottbus) ist Teresianischer Karmelit (1982), Priester (1977), Leiter des ordenseigenen Gäste- und Exerzitienhauses in Birkenwerder und Autor zahlreicher Schriften zur Geistlichen Theologie, zur Mystik und Spiritualität des Karmel sowie zu Fragen des geistlichen Lebens.
www.karmel-birkenwerder.de

Maria Widl

LEBENSILFHE – VERHEISSUNG – BERUFUNG

SEELSORGE IN GEMEINDEN UND ORTEN KIRCHLICHEN LEBENS FÜR EINE KIRCHE DER ZUKUNFT

Das Leben in der Gegenwart – Soziologen sprechen von der Postmoderne – ist rundum variabel geworden. Somit erfährt sich der Mensch als Individuum nicht mehr durch äußere Kontinuitäten begleitet und gestützt. Er findet keine fixen Bezugspunkte mehr, an denen er seine Identität sicher gespiegelt bekommt. Er wird auf sich selbst verwiesen, und einzig die Kontinuität seiner Selbsterfahrung sichert ihn im permanenten Wechsel der Bezugsgrößen in der eigenen Person.

Eine postmodern werdende Kultur entzieht den Menschen großteils jene Stabilitäten, die früher dem Leben Halt und Boden gegeben haben. Familie und Arbeit sind zwei Fixpunkte im Leben von Menschen, die heute wackelig geworden sind.

Die **Familie** ist vom großen weitverzweigten Clan auf die Primärfamilie geschrumpft. Und selbst diese bindet weder die Ehepartner noch die Kinder verlässlich und auf Dauer. Im Schnitt wird jede dritte Ehe geschieden. Viele heiraten gar nicht mehr und halten ihre Beziehung durch die permanente Entscheidung, sie aufrecht zu erhalten, wach und frisch. Lebensinteressen und Arbeitswelt bedingen bei vielen den Beschluss zur Gestaltung von Lebensabschnittspartnerschaften, die währen, solange es eben passt.

Das alles schließt Kinder keineswegs grundsätzlich aus. Entsprechend sind Patchworkfamilien mit Kindern aus verschiedenen Partnerschaften zunehmend normal. Für die Kinder sind sie in der Regel mit Wochenend-Pendelfahrten zum jeweils anderen Elternteil verbunden. Ihnen entsprechen oft quasi »doppelte Wohnsitze«, wo man nie so genau weiß, was von dem, was man gerade braucht oder haben möchte, sind am anderen Ort befindet. Und der Abschied von einem Elternteil wird zum regelmäßigen Kinderleid. Die Familie ist demnach heute nicht mehr der Ort, der Menschen ein Leben lang beheimaten könnte.

Die **Arbeitswelt** bedingt, dass auch die Beheimatung im sozialen Umfeld sehr labil geworden ist. Schon im Zuge der Schulausbildung verlassen die meisten Jugendlichen zumindest für den großteils des Tages, oft auch der Woche, ihre Herkunftswelt, um sich in der sozialen Welt der Gleichaltrigen neu zu verorten. Schulwechsel, Ausbildungsabschnitte und Abschlüsse führen jedesmal zu einem

Bruch im sozialen Gefüge und den wesentlichen Bezugs- und Autoritätspersonen, wie den Freunden und Kollegen. Die anschließende Suche nach einem Arbeitsplatz führt nicht selten zu einem Wechsel in eine andere Stadt oder ein anderes Bundesland. Oft verlangen Firmenkarrerien sogar einen jahrelangen Aufenthalt im fernen, fremdsprachigen Ausland. Mehrmalige Wechsel des Arbeitsplatzes wegen Selbst- oder Firmenkündigung folgen. Die meisten Menschen wechseln inzwischen auch ihren Beruf mehrmals im Leben. Wohnort und Berufsfeld als lebenslange Stabilisatoren der Biografie fallen damit ebenfalls aus.

FREMDHEIT UND ATTRAKTIVITÄT: KIRCHE IST DER (POST-)MODERNEN KULTUR VIELFACH GEGENLÄUFIG

Was wundert es da, dass die Transzendenz als außerhalb liegender »Fixstern« des Lebens eine neue Bedeutung erfährt. Damit erhält das Interesse an Religion einen neuen Ansporn. Wenn dieses nun auf Kirche stößt, begegnet es dort einer Welt, die ganz »außer-postmodern« durch große Stabilitäten geprägt ist: der Ortspriester, lebenslang an seine Diözese gebunden, von ihr bezahlt und versorgt, in Gebäuden wirkend, die oft viele Jahrhunderte in Ehren gealtert sind, im Rahmen einer Institution Kirche, deren Entscheidungen ebenfalls in Jahrhunderten bemessen werden.

Kirche ist demnach der Postmoderne in vieler Hinsicht grundlegend gegenläufig. Das macht sie fremd und attraktiv zugleich. Ihre Fremdheit bewirkt den teils schleichen- den, teils erosionsartigen Abbruch der volkshkirchlichen Bindungen. Ihre Attraktivität gibt hingegen den Gemeinden auch wieder ganz neue Chancen. Sie müssen sich dafür allerdings den neuen Herausforderungen stellen, was zu nicht unerheblichen Widerständen und Überforderungen führt.

Die bedingungslose Anpassung an die herrschenden Verhältnisse würde der Kirche in dieser Situation nicht dienen. Sie verkommt dann zur Servicezentrale für religiöse Bedürfnisse, zum Wellnessstempel für die Seele, zur Sozialstation für die Opfer des Turbokapitalismus.

Kirchenentwicklung auf Basis der kirchlichen Grundvollzüge Liturgie, Verkündigung und Diakonie als Lebenshilfe, Verheißung und Berufung: In Umbruchsituationen hat sich die Kirche immer auf das besonnen, was sie im eigentlichen ist. Seit den Kirchenvätern ist das in den drei Grundvollzügen beschrieben: Liturgie, Verkündigung und Diakonie. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat die Kirche gelernt, die Reihung dieser Vollzüge nicht in der Logik der *societas perfecta*, sondern pastoral, also in der umgekehrten Richtung zu sehen: die Diakonie wird, wo sie wirksam geschieht, zum besten Ort jener Verkündigung, die ins Gotteslob münden wird.

Die postmoderne Situation zunehmender Übergänge und Brüche in der Biografie erfordert zudem eine neue Ausgestaltung dieser Grundvollzüge: als Lebenshilfe, Verheißung und Weg zur eigenen Berufung.

LEBENSILFHE: INTERESSE – LEBENSGLÜCK – GOTTESBERÜHRUNG

Das diakonische Handeln der Kirche ist traditionell an jene gerichtet, die in Not und hilfsbedürftig sind: Arme und Kranke, Alte und Behinderte, Witwen und Waisen, Viele moderne Notlagen kommen heute dazu: Arbeits- und Obdachlosigkeit, Beratung und Krisenintervention, Ausländer- und Flüchtlingsfragen und vieles mehr. Manche Gemeinden haben eine Kleiderkammer, ein wöchentliches Obdachlosenfrühstück oder einen Besuchsdienst eingerichtet. Meist jedoch konzentriert sich das Engagement auf Geldspenden an caritative Organisationen. Das hat seine guten Gründe: Die heutigen Notlagen erfordern kompetente und professionelle Hilfe, die nur Spezialisten leisten können. Und jene, die bereit sind, sich zu engagieren, sind mit den Anforderungen der Arbeitswelt so übermäßig ausgelastet, dass ein zusätzliches außerfamiliäres Ehrenamt kaum regelmäßig und dauerhaft ausgeübt werden kann. Dazu kommt, dass das Gemeinleben in den Bereich der Freizeit zählt, die man angenehm und entspannt verbringen und in der man nicht wieder mit schweren Problemen konfrontiert

Caritas Arztmobil
für Obdachlose

Foto: Matthias Lindner



werden möchte. Die Gemeinden haben damit ihre caritative Dimension weitgehend professionell ausgelagert.

Zugleich eröffnet die postmoderne Situation neue Anforderungen an das Diakonische. Diese könnten von den Gemeinden sehr wohl geleistet werden, wo dafür ein Bewusstsein wächst. Denn es sind genau jene Anforderungen, die die Gemeinden für ihre derzeitigen Mitglieder ganz ausgezeichnet erfüllen:

■ **Persönlich interessiert am Einzelnen:**

Postmoderne Menschen fühlen sich dort wohl, wo man sie persönlich anspricht, wo man sie beim Namen kennt, wo man sie in ihren ganz individuellen Vorstellungen ernst nimmt, wo sie sein können wie sie sind. Dies leisten die Gemeinden ganz hervorragend für die, die zur Kerngemeinde der Aktiven gehören. Da diese sich allerdings zum einzigen Maßstab des Stils machen, den man hier pflegt, schließen sie all jene aus, die neu oder anders sind. Dies kann überbrückt werden, wenn man neben der Pflege der alten Gruppen und Kreise immer wieder neue initiiert und dafür auch auf neue Leute zugeht. Möglich wird das nur dort, wo man auch den Mut hat, dankbar jene Dinge zu beenden, die sich mit der Zeit überlebt haben.

■ **Ganzheitlich auf Lebensglück ausgerichtet:**

Notwendig wird diese neue Ausrichtung, weil postmoderne Menschen sich dazu berechtigt und durch die Kultur geradezu verpflichtet sehen, glücklich zu sein. Eine Kirche, die sich außerhalb der Kerngemeinde nur an die Notleidenden richtet, erscheint da wenig attraktiv. Es geht um

ein geglücktes Leben. Und da begegnen alltäglich reichlich Probleme, die gemeistert und auch einige Chancen, die genutzt werden wollen. Klassisch hat diese Funktion die Moral erfüllt: Anleitung zu einem guten Leben – wenn auch einzig im moralischen Sinn – zu geben. Heute ist uns diese Dimension weitgehend verloren gegangen. Es gilt neu zu entdecken und zu kultivieren, zu welcher Art von gutem Leben wir im Shalom Gottes berufen sind. Dazu ist es allerdings nötig, die heutigen Lebenserfahrungen spirituell zu vertiefen und zu ergründen. Dies ist speziell eine Herausforderung für die theologisch gebildeten Laien, die sowohl die Erfahrungen des Alltags wie das Wissen um die Breite und Tiefe des Glaubens mitbringen.

■ **Mit Gott in Berührung:**

Postmoderne Menschen suchen das Lebensglück nicht nur über materielle und strukturelle Wege, über Grundhaltungen und Lebensweisheit. Sie wollen sich hinein genommen fühlen in die bergende Welt Gottes, die alles menschliche Wollen und Sorgen übersteigt. Deshalb sind sowohl geistliche Wege der Versöhnung wie liturgische Formen des Segens wieder neu gefragt.

VERHEISSUNG: FREIHEIT VON SACHZWÄNGEN – LIEBE STATT PROFIT – REICH GOTTES PERSPEKTIVE

Eine Kirche und Pastoral, die in dieser Weise diakonisch wird, steht in der Gefahr, einfach ein spiritueller Service für postmoderne Befindlichkeiten zu werden. Dem wirkt ein Verständnis von Verkündigung entgegen, das sich an der christlichen Verheißung je neu orientiert. Sie zielt auf



Sylvia Vandermeer
Sehnsucht –
»Pfefferminzhimmel«
Entstehungsjahr
2007–2008

Foto: Angela Kröll



ein geglücktes Leben, das nicht nach den Maßstäben der Bequemlichkeit und der weiteren Bedienung des Gewohnheiten zu haben ist:

■ Freiheit angesichts von Sachzwängen:

Nicht nur unsere Kultur, sondern auch die Gemeinden scheinen ihre Handlungsspielräume weitgehend an die »Sachzwänge« verloren zu haben: Ökonomische, strukturelle oder einfach nur gruppodynamische Umstände hindern uns daran das zu tun, was wir eigentlich gerne würden oder dringend sollten. Die Perspektive des Evangeliums ist da eine andere: Wir sind erlöst aus den Teufelskreisen der Sachzwänge und befreit hinein in die Auferstehung der Kinder Gottes. Daher gibt es zu allen Vorgängen, die uns zwingen, immer eine Alternative. Die liegt aber meist nicht auf derselben Ebene, sondern folgt einer anderen Logik. Sich auf sie einzulassen, eröffnet ungeahnte Möglichkeiten.

■ Logik der Liebe statt des Profits:

Eine besondere Herausforderung an die Verkündigung ergibt sich durch den Umstand, dass die Logik der globalisierten Märkte – der Profit, notfalls ohne Verantwortung und Reue – zum Credo unserer Kultur zu werden scheint. Dieser Logik des Profits und ihrem Gott Mammon entspricht der Leitsatz: »Es wird einem nichts geschenkt im Leben.« Wir Christen glauben dagegen, dass alles Wesentliche im Leben »gratis« ist, Gnadengabe, geschenkte Liebe, um keinen Preis der Welt zu kaufen. Sie ist aber auch nicht einfach verfügbar, muss errungen werden, bedarf der steten Umkehr.

■ Umkehr zur Reich-Gottes-Logik:

Das zentrale Thema unserer Verheißung ist das Reich Gottes, das mitten unter uns schon begonnen hat und in dem wir berufen sind zu leben. Ihm entsprechen die evangelischen Räte, durchaus auch in einer nicht-klösterlichen Form. Sie sind ein Gegenentwurf zu dem, was in unserer Kultur »ganz normal« ist: eine Ausrichtung an Eigennutz, Selbstdarstellung und Bequemlichkeit. Jeder meint, ein gewisses Anrecht darauf, ja vielleicht sogar eine Verpflichtung dazu zu haben. Die Logik des Reiches Gottes setzt dem Eigennutz die Armut entgegen: nur das genießen zu wollen, wofür man bereit war, angemessen zu arbeiten. An die Stelle der Selbstdarstellung tritt dann die Keuschheit: sich nicht zu inszenieren mit dem was man hat und ist, sondern durchscheinend zu werden für das, was man von Gott her sein kann und sein soll. Das wird durch den Gehorsam erreicht, der an die Stelle der Bequemlichkeit tritt: nicht den je einfachsten Weg zu gehen, sondern sich herausfordern zu lassen durch das, wozu Gott einen gerufen hat.

BERUFUNG: CHARISMENORIENTIERUNG – BERUFUNGSFÖRDERUNG – GEMEINDEGRÜNDUNG

Die Orientierung an der eigenen Berufung ist ein Schlüsselthema der Postmoderne. Sie verweist auf eine Dimension des Doxologischen, die neben dem Liturgischen und dem Ästhetischen erst wieder entdeckt werden muss. Das ganze Leben wird zum Gotteslob, wo Menschen ihre Berufung leben. Dies ist sehr anschlussfähig an den postmodernen Jubel um die je einzelne Person und das, was sie darstellt. Es bricht aber auch damit, indem es Gott ist, dem allein der Jubel, der Lobpreis und die Ehre gilt.

■ Charismen entdecken und fördern:

Die Charismen sind jene Aspekte der Person, durch die sie, unabhängig von ihrer Gläubigkeit, mit Gott als dem Schöpfer des Lebens in Berührung steht. Menschen diesen Teil ihres Lebens zu erschließen, ist damit ein zentraler Inhalt der Seelsorge, wie er heute besonders geboten ist. Menschen wollen sich selbst erfahren, sie wollen wissen, wer sie im eigentlichen sind, was in ihnen steckt, wozu sie fähig sein werden. Sie wollen ihre Grenzen ausloten, sie aber auch überschreiten und erfahren, woher die Kraft kommt, sich ihnen zu stellen. Gott als Schöpfer und Geist, die zwei so unterbelichteten Dimensionen der Dreifaltigkeit, erschließen sich darin neu.

■ Zur eigenen Berufung ermutigen und begleiten:

Sein Charisma entdeckt man nicht in bloßer Intraspektion, sondern immer nur im Spiegel der anderen, die einem eine Begabung zusprechen. Um dieser je eigenen Berufung zu folgen, braucht es entsprechende Begleitung, Ermutigung, Hilfe zur Unterscheidung. Seelsorge und Weltsorge, Lebensglück und Seelenheil verbinden sich in dieser Frage aufs engste. Es gilt, auf der Spur des Konzils das Volk Gottes in seinen spezifischen Berufungen als Laie-Sein ganz neu zu kultivieren. Wer als Laie seiner Berufung folgt, heiligt die Welt und fördert die Erfahrung des Reiches Gottes mitten unter uns.

■ Berufene zur Gemeinde zusammenführen:

In einer solchen Laien- und Weltentheologie, wie soeben skizziert, kommt es den Priestern zu, die Berufenen in der Gemeinde zu sammeln, um sie sakramental gestärkt immer wieder zu entlassen und zu senden. Ihre Hauptaufgabe ist keineswegs die Gestaltung des Gemeindelebens, sondern die Heiligung der Welt. Einige wenige werden aber auch immer wieder für eine gewisse Zeit die Gemeinde als »Wohnzimmer« der Berufenen entsprechend gestalten und betreuen.

So ergibt sich: Postmoderne Menschen sind in einem hohen Maß an Mobilität auf sich selbst verwiesen. Sie finden ein Interesse an kirchlichen Gemeinden, wenn diese bei Bedarf ganz praktische Lebenshilfe leisten (und dabei auf die Menschen zugehen, statt warten, bis sie kommen). Dann gilt es, die Verheißung vom Reich Gottes zu verkündigen, das nicht der Logik des »ganz Normalen« entspricht. Und es gilt, Menschen zu ihrer je eigenen Berufung als Laien zu führen. Diese sind, wo immer sie, kurz- oder längerfristig sich verortend, leben, dazu berufen, die Welt zu heiligen; und nicht, die Gemeinde zu kultivieren.

.....

Dieser Beitrag wurde für die INFO Zeitschrift für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Erzbistums Berlin durch Daniela Bethge leicht gekürzt und verändert. Der Originalbeitrag erschien in: Helmut Renöckl / Piotr Morciniec / Alfred Rammer (Hg.), Umbrüche gestalten. Sozialethische Herausforderungen im neuen Europa, Wien: Echter 2008, 282–288.

Frau Prof. Dr. Maria Widl hat auf Basis dieses Vortrages im Mai 2015 einen Studien- und Fachtag als Auftaktveranstaltung zum Projekt »Caritas rund um den Kirchturm – Kirche mitten unter den Menschen« für Caritas- und Pastoralmitarbeitende im Erzbistum Berlin gehalten.



ZUR AUTORIN

Prof. Dr. habil. Maria Widl (*1957) ist Professorin für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Universität Erfurt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind (1) Religiosität, Säkularität und Postmoderne, (2) Kirchen- und Gemeindeentwicklung, Bewegungen und Orden, (3) missionarische Pastoral und pastorale Spiritualität, (4) Jugend, Schule, Religionsunterricht und Erwachsenenbildung sowie (5) religiöse Bildung und pastorales Gespräch.

Kontakt

Lehrstuhl für Pastoraltheologie
und Religionspädagogik/
Katholisch-Theologische Fakultät
der Universität Erfurt
Nordhäuser Straße 63
99089 Erfurt

www.uni-erfurt.de/pastoral
maria.widl@uni-erfurt.de

Carla Böhnstedt

»UMBAU BEI LAUFENDEM BETRIEB«

ZWEI BUNDESWEITE KONFERENZEN ZUR KIRCHENENTWICKLUNG IM VERGLEICH

Dass ein Dreijähriger seinen Geburtstag mit 450 Gästen feiert, die extra aus dem ganzen Bundesgebiet bzw. der Schweiz und Österreich anreisen und durch die Bank weg Jahrzehnte älter sind als er, ist schon reichlich ungewöhnlich. Aber es ist eben kein gewöhnlicher Dreijähriger, sondern das ZAP (Zentrum für angewandte Pastoralforschung) in Bochum, das anlässlich seines dreijährigen Bestehens zum Kongress »Für eine Kirche, die Platz macht« geladen hat.

Und wenn schon gerade die Verwandtschaft versammelt ist, verkünden die stolzen »Eltern« auch gleich zu Beginn der zweitägigen Feierlichkeit, dass bereits ein Geschwisterchen unterwegs ist, das im April zur Welt kommen wird und »ZAP Freiburg« heißen soll. Dieser zweite ZAP-Standort wird dann von Juniorprofessor Dr. Bernhard Spielberg geleitet.

TO BE ZAPPED:

EINEN ENERGIESTOSS VERPASST BEKOMMEN!

Doch erst einmal geht ZAP-Gründungs-Vater Prof. Dr. Matthias Sellmann in seinem einleitenden Impuls-Referat mit der Geburtstags-Schar auf einen gedanklichen und höchst inspirierenden »SpielPLATZ«, um das Programm einer raumgebenden Pastoral zu beleuchten: Die derzeit am weitesten verbreitete »Kinderkrankheit« der verfassten Kirche: Die kränkende Erfahrung, viel mehr Platz zu haben, als ihr lieb ist, in vielen gesellschaftlichen Bereichen Platz machen und liebgewordene Komfortzonen verlassen zu müssen: »Früher bauten wir die Kathedralen, wo alle hingingen und staunten – heute machen das Banken oder Fußballvereine. Früher haben wir die Plätze angewiesen – heute sitzen wir nur noch am Katzentisch der Gegenwartskultur. Früher ließ sich unter dem Krummstab des Bischofs gut leben – heute arbeitet man sich kirchlich zwar immer noch krumm, das echte Leben aber scheint woanders stattzufinden«, diagnostiziert der Pastoraltheologe.

Wirkungsvolle Medizin könnte in einer veränderten theologischen Deutung des Raumes liegen, die sich von der Soziologie und dem Gedanken des spatial turn anregen lässt. »Eine Kirche, die Platz macht, ist eine, die nicht mehr den umgebenden Raum auf sich bezieht, sondern

sich auf den Raum«. So könne sie neue Relevanz und neue Wachstumsmöglichkeiten gewinnen, Platz für Talente und Potenzialentfaltung machen. Denn – wie es bei Knut Wenzel heißt: »Die Welt ist das Wofür der Kirche«.

In einem dahingehend veränderten Raumverständnis wäre es, so Sellmann, dann nicht die erste Aufgabe von Kirche, Christen zu erzeugen, sondern Bürger. »Die Taufe ist dann nicht die Eintrittskarte in eine Gemeinde, sondern in eine religiös gedeutete Welt. Das Kirchenjahr ist dann keine Ansammlung von zu bewahrender Folklore, sondern ein Vorschlag für lebensklug fundiertes Zeitmanagement. Das »Wort zum Sonntag« ist dann keine trotzig Selbstbehauptung der Kirchen in den Programmblöcken der öffentlich-rechtlichen Sender, sondern eine augenzwinkernd genutzte Chance, auf den eigenen reich bespielten youtube-Kanal hinzuweisen.«

Eine solche Platz machende Kirche, so die These Sellmanns, wird gebildet aus Menschen, die höflich und großzügig sind. Wobei das Wort »höflich« von Hof, engl. polite kommt und auf die Polis verweist, während das Wort »großzügig« große Züge, ausgreifende Landschaften, weitreichende Wirkung assoziiert. »Höfliche Leute gewähren anderen um sich herum Raum; großzügige Leute haben Spaß an der Entfaltung der anderen«, so Sellmann, der abschließend prognostiziert, dass eine solche Kirche davon erzählt, »dass wer so lebt, einen Rückenwind erfährt, den die Kirche Gott nennt und der aber auch jeden schiebt, der diesen Namen nicht zu nennen wagt.«

Also: Ärmel hochkrempeln und los! Allerdings geht ein solcher Kirchenumbau deutlich über den Rahmen üblicher halbherziger und oberflächlicher Ausbesserungs- und Reparaturarbeiten hinaus und erfordert spezielles Werkzeug, konzeptionell wie operativ. An diesen Ausrüstungsgegen-

ständen haben die ZAP Mitarbeitenden in den vergangenen drei Jahren experimentiert und präsentieren den aktuellen Stand in Form von neun verschiedenen »Baukästen« (workshops).

BAUSTELLE KIRCHE: BETRETEN ERWÜNSCHT!

Da geht es dann um ein verändertes Verständnis von Führungs- und Leitungskompetenz und die Fragestellung, wie neue Handlungs- und Freiheitsräume ermöglicht werden können ebenso wie um Urbanes Performing oder netzwerkbasierter Kirchenentwicklung. Die These, dass die Arbeit mit und an Pastorkonzepten meist zu einem gelungenen Anpassungslernen führt, weniger zu einem notwendigen Veränderungslernen, wirft die Frage nach Steuerungs- und Messinstrumenten auf, um kirchliche Lernprozesse zu fördern. Der Charismenförderung und Ermöglichung von Partizipation haben sich die wissenschaftlichen Mitarbeiter ebenso gewidmet wie der Notwendigkeit für die Kirche, an ihrer Verkündigungs-kompetenz zu arbeiten und sich dabei auch bewusst von Filmproduzenten, Regisseuren und Poetry Slammern inspirieren zu lassen.

Mithilfe einer eigens entwickelten »Lebensführungstypologie« wird deutlich, dass die derzeitige verfasste Kirche nur einen Bruchteil der Menschen, die das gesellschaftliche Leben gestalten, nämlich vor allem »Statusorientiert-Bürgerliche« und »Solide Konventionelle« erreicht. Genau auf diese kleine Gruppe zielen auch die aktuellen Pastoralpläne, ohne sich für andere Gruppen zu öffnen. »Wir reden immer noch von ›uns‹ und ›denen‹, die nicht zur klassischen Gemeinde gehören – da steckt die Mausefalle«, so Dr. Marius Stelter, zuständiger »Werkzeugmacher« für diesen Baukasten. Die Bedeutung von Kommunikationsräumen in digitalen Kulturwelten wird ebenso unter die Lupe genommen, wie die Notwendigkeit, pas-

torale Start-Ups und Innovationsprojekte zu gründen, damit die pastorale Vision erfolgreich Realität werden kann. Echte Kärnerarbeit, oder – wie Thomas Edison es mal formuliert hat: »Innovation ist 1% Inspiration und 99% Transpiration.«

Die verschiedenen Baukästen und Werkzeuge werden schließlich im Rahmen einer Agora (zentraler Marktplatz einer Stadt im antiken Griechenland) allen zur Verfügung gestellt und laden ein zu Anregung und Austausch, Diskurs und Debatte, These und Antithese, Kontakten und Kontrakten.

Doch das Wichtigste steht noch bevor: den »Umbau bei laufendem Betrieb« mit diesem hochqualitativen Werkzeug im Gepäck und einer gesunden Prise Pioniergeist und Experimentierfreude ausgestattet auch wirklich anzugehen. Engagiert. Couragiert. Konsequenz.

SZENENWECHSEL

Pioniergeist und Experimentierfreude schlagen einem dann auch direkt beim Betreten des Austragungsortes für »W@nder – Eine Konferenz für Pioniere« entgegen, die zufällig direkt im Anschluss an den ZAP-Kongress in Hannover stattfindet und vom ökumenischen Projektbüro Kirche² organisiert wird. Zielperspektive auch hier: Kirchenentwicklung. Und doch ganz anders, irgendwie. Die Location: eine alte Eisfabrik in der Südstadt, in der neben Ausstellungshallen auch Theatersäle, Musikübungsräume, Tonstudios und Künstlerateliers untergebracht sind. Genau der richtige Rahmen, um von einer anderen Kirche zu träumen.

»Die Konferenz richtet sich an alle, die dieses seltsame Gefühl kennen: Sie gehören zur Kirche und doch fühlen sie sich in ihr fremd, ecken an«, erklärt Maria Herrmann, eine der Initiatorinnen. »Loyale Radikale«, gewissermaßen. So

ZAP-Kongress in Bochum:
Impulsreferat
von Prof. Dr. Sellmann.



Foto: Heiko Kuschnel



Foto: Maria Feßmann

scheint es vielen zu gehen, denn bereits binnen kürzester Zeit, noch bevor eine richtige Ausschreibung raus geht, ist die Konferenz mit 120 Teilnehmern komplett ausgebucht. Das Publikum hier: bunt gemischt, deutlich jünger und wesentlich Internet-affiner: an allen Ecken und Kanten wird getwittert, was das Zeug hält.

WANDERER ZWISCHEN DEN WELTEN

Dieses Gefühl des Fremdseins, sei ein riesiges Potential, das gefördert werden müsse, denn »das, was diese Menschen innerhalb der Kirche als fremd empfinden, ist vielleicht das, was die Menschen außerhalb an Kirche gar nicht mehr verstehen«, so Maria Herrmann.

Und weil viele sich als Wanderer zwischen den eigenen Lebenswelten und kirchlichen Kontexten empfinden, ist die Konferenz treffend mit »W@nder« überschrieben, einem Kunstwort, das das WANDERN und WUNDERN enthält. Und so spielt die gesamte Konferenz mit dieser Terminologie. Das Konferenzprogramm kommt als W@nderführer daher, die verschiedenen Tagungsräume werden als »Gletscher«, »Hütte«, »Hochebene« und »Schlucht« bezeichnet, der thematische Einstieg in die Konferenz wird als »Abmarsch« betitelt, die beiden Grundsatzvorträge sind »geführte Wanderungen«, die Gelegenheiten zum Austausch »Seilschaften« und die Workshops werden »Route 1« und »Route 2« genannt. Wichtiger Grundduktus dieser Tagung: sie soll Züge eines Barcamps tragen, bei dem die Teilnehmer selbst den Verlauf bestimmen können.

Einstieg in die Tagung
mit Testimonials in der »Schlucht«.

PIONIER SEIN HEISST: NICHT AUF DEN ZUG WARTEN, DER NICHT MEHR KOMMEN WIRD

Wichtige Impulse zum Gefühl der Fremde in der Kirche liefert Jonny Baker, Direktor der Missional Pioneer Ausbildung in Oxford in seinem Grundsatzreferat. Er spricht von »the gift of not fitting in«, dem Geschenk, nicht hineinzupassen und bezeichnet einen Pionier als jemanden, der die Welt anders sieht, anders denkt, anders redet, anders handelt. Er weist auf die Bedeutung der Inkulturation hin (was treibt die anderen Menschen an? Was ist der Kontext und was der goldene Kern?) und fordert dazu auf, ganz bei sich selbst zu sein und die eigenen Talente einzubringen, denn »die Gabe Gottes für dich ist eine andere als für die anderen«. Er ermutigt dazu, an die Ränder zu gehen und Grenzen zu überschreiten. Grundvoraussetzung dafür sei aber, immer wieder unsere Zweisprachigkeit zu üben, d.h. mit den Leuten in der Kirche sowie den Menschen außerhalb der Kirche reden zu können. Und er legt den Finger in die Wunde, wenn er sagt: »Du willst die Zeichen des Himmels deuten, aber du kannst noch nicht mal die Zeichen der Zeit verstehen.«

Doch er macht auch deutlich, dass ein einzelner Pionier, der ausgetretene Pfade verlässt und neue Wege einschlägt, wenig ausrichten kann. Um einen echten und nachhaltigen Wandel herbeizuführen, brauche es immer auch von der Kirchlichen Norm Abweichende, die Autorität und Einfluss innerhalb der Strukturen hätten und jemanden ermächtigen können etwas zu tun und dessen Talente zu stärken. Jonny Baker verschweigt nicht, dass ein solcher Veränderungsprozess eine mitunter mühevollere Angelegenheit und ein schmerzhafter Prozess sei, schließlich gehe es darum, loszulassen und zu erkennen, dass einige Ressourcen aus der »Alten Welt« in der »Neuen Welt« nicht mehr nutzen. Auch gehe es darum, Dinge, die mit guten Ressourcen ausgestattet waren, hinter sich zu lassen, um Neues zu ermöglichen. Mit einem Augenzwinkern bringt er abschließend das Pioniersein auf den Punkt: »I have no idea where I'm going... Anyone care to join me?«

Ergänzt wird dieser Impulsvortrag durch einen Blick aus der Wirtschaft, wo Unternehmerin Anna Brandes ganz persönliche Einblicke gewährt. Lange Jahre im Bereich Projektmanagement und Marketing in der Tourismusbranche tätig, wächst das Bewusstsein, nicht in dieses System zu passen und sich wie abgeschnürt zu fühlen so sehr, dass sie privat und beruflich einen kompletten Neustart wagt und sich mit der WALDLICHTUNG, einer Kreativ-Schmiede, selbständig macht. Ihr Plädoyer an Unternehmen und Institutionen: Querdenker zu fördern, da diese unverzichtbare neue Impulse und Ideen einbringen.

Eine wichtige Problemanzeige, denn immer wieder ist im Rahmen der Seilschaften zu hören, dass Teilnehmer eine so große Fremdheit mit der institutionalisierten Kirche fühlen, dass sie »selber gegründet«, d.h. eine sogenannte »fresh expression« ins Leben gerufen haben (neue kirchliche Ausdrucksformen, die sich seit den 1990er Jahren in der anglikanischen Kirche entwickelt haben und seit einigen Jahren auch die deutsche Kirchenlandschaft inspirieren).

»JETZT MÜSSEN WIR DIE KÖPFE HOCHKREMPELN. UND DIE ÄRMEL NATÜRLICH AUCH.« (Lukas Podolski)

Kein Zweifel: Die Veranstaltungen hätten unterschiedlicher nicht sein können. Das ZAP in Bochum bot eine perfekt organisierte Tagung auf sehr hohem inhaltlichem Niveau mit den aktuellen Forschungsergebnissen der wissenschaftlichen Mitarbeitenden in den gut ausgestatteten Räumlichkeiten der Ruhr-Universität, aufmerksamem Service und kulinarischer Rundum-Versorgung, einer Buch-Corner, die aktuelle wissenschaftliche Literatur zu den Tagungsthemen anbot, einer abendlichen Gala mit qualitativ hochwertigen Beiträgen, ob Musik, Poetry Slammer, Videobeiträge, ... von dem sich ein (größtenteils katholisch geprägtes) Fachpublikum aus Hauptamtlichen und Funktionären hatte ansprechen lassen. Präsentiert wurden professionelle »Baukästen« (Panels), die das

entscheidende praktische Werkzeug für den notwendigen anstehenden Kirchenumbau enthalten.

Die W@nder-Konferenz in Hannover hatte eine buntere, jüngere, twitter-affinere, ökumenisch stärker durchmischte, alternativere Zielgruppe angesprochen, war experimenteller, basisorientierter, zielte mit den Barcamps stark darauf ab, aus den Teilnehmern Teilgeber zu machen, fokussierte eher das Gefühl der Fremdheit in der Kirche und des Nicht-Hineinpassens in das System als möglichen Motor für Veränderungen und wollte zum Pioniersein ermutigen. Das machte auch die ungewöhnliche und bewegende Sendungsliturgie in Form einer reell praktizierten Kneipp-Kur deutlich. Die alte Eisfabrik bot für diese Art von Konferenz einen perfekten, zusätzlich inspirierenden Rahmen.

So unterschiedlich aber auch die Vorstellungen und Ansatzpunkte für die Weiterentwicklung der Kirche sind: entscheidend ist, nicht jenseits des Bauzauns stehen zu bleiben und verwundert auf die Baustelle zu schauen, sondern: Bauhelm schnappen und ab auf den Baukran, das Baugerüst oder an den Betonmischer. Hauptsache: mit Hand anlegen. Es gib genug zu tun – in allen Gewerken.

Carla Böhnstedt ist Pastoralreferentin für Citypastoral



Foto: Mara Feßmann

Impulsvortrag von Jonny Baker
im »Gletscher«.

Brigitte Benz

NACH KATASTROPHEN HILFT ÖFFENTLICHE TRAUER

ZENTRALE TRAUERFEIERN UND DIE AUFGABEN DER NOTFALLSEELSORGE

Nach Ereignissen, welche allgemein als Katastrophen bezeichnet werden, z.B. Flugzeugabstürzen (wie dem einer Germanwings-Maschine), Amokläufen (wie in Erfurt oder Winnenden) oder dem Unglück bei der Loveparade 2010 in Duisburg hat sich in Deutschland eine Form von zentralen Trauerfeiern durchgesetzt, welche aus Staatsakt und ökumenischem Gottesdienst bestehen.

Nicht anders ist das bei Terroranschlägen wie am Berliner Breitscheidplatz, in London oder Manchester.

Die Notfallseelsorge Berlin hat sich bei ihrer Regionalkonferenz im Jahr 2016 mit diesem Thema befasst. Wir veröffentlichen den Vortrag der Referentin Brigitte Benz.



Solche Trauerfeiern, auch disaster rituals genannt, finden zeitnah zu den jeweiligen Ereignissen statt. Dabei muss sich eine Katastrophe nicht in Deutschland ereignen, aber es müssen Deutsche betroffen sein. Gleichzeitig muss das Ereignis gesamtgesellschaftliche Auswirkungen haben, d.h. es müssen über die unmittelbar Betroffenen und ihre Angehörigen hinaus Auswirkungen in der Gesellschaft spürbar sein. Betroffenheit und Anteilnahme können darin sichtbar werden, dass z.B. Blumen am Ort der Katastrophe oder einem anderen zentralen Punkt niedergelegt und Kerzen entzündet werden, dass sich viele Menschen in Kondolenzbücher (vor Ort oder online) eintragen oder sich spontan in Kirchen zum Gebet einfinden und/oder hier Kerzen entzünden. Die Reaktionen in sozialen Netzwerken sind gleichfalls ein Ausdruck der Betroffenheit vieler Menschen.

ZENTRALE TRAUERFEIERN – ALLGEMEINE GESTALTUNG UND ZIELSETZUNG

Katastrophen, welche sich so stark auf große Teile der Bevölkerung auswirken, erfordern eine Form der öffentlichen Trauerarbeit. Es wird versucht, einen Teil dieser Trauerarbeit mit den zentralen Trauerfeiern zu leisten, deren Definition folgendermaßen aussehen kann:

Trauerfeiern werden immer aus einem besonderen Anlass – einer bestimmten Katastrophe – vollzogen und stellen eine aus dem normalen Alltag herausgehobene Handlung dar. Dabei sind sie in sich klar strukturiert und die Struktur



ERSTE HILFE FÜR DIE SEELE

Der Mord an Hanna K. im Mai 2015 ist vielen sicher durch die Berichte der Medien bekannt. Hanna war auf dem Heimweg von einer Feier und musste, um von der U-Bahn Station nach Hause zu kommen, einen nur spärlich beleuchteten Weg entlang gehen. Hier geschah das Unfassbare, sie wurde überfallen und getötet. In den frühen Morgenstunden wurde ich im Rahmen meiner Tätigkeit als Notfallseelsorger zu den Eltern und der Schwester gerufen. Jede und jeder kann sich wohl vorstellen, in welcher tiefer Fassungslosigkeit und Trauer sie sich bei meinem Eintreffen befanden.

Notfallseelsorge ist »Erste Hilfe für die Seele«, ist Aushalten, Da sein, Begleiten. Aushalten von Emotionen jeder Art, Da sein für Wut, Zorn, Tränen und Sprachlosigkeit angesichts der Unfassbarkeit des Passierten. Begleiten durch die scheinbar still zu stehende Zeit und die unendlich tiefe Traurigkeit und innere Leere.

Angesichts der Schrecklichkeit der Tat und der öffentlichen Betroffenheit, nicht nur im angrenzenden Wohngebiet der Familie, beschlossen wir gemeinsam mit der Notfallseelsorge und der Pfarrerin der evangelischen Gemeinde, zu der die Familie gehört, einen öffentlichen Trauergottesdienst an der Stelle zu halten, an der Hanna getötet wurde. Im Anschluss an den Gottesdienst wurden alle Anwesenden eingeladen, eine Kerze zu entzünden und sie entlang des Weges zu stellen, damit das Licht diesem Weg die Dunkelheit des Schreckens und der Angst nimmt und darüber hinaus die Verbundenheit vieler Menschen mit der Familie deutlich macht. Jeden Abend um 20:00 Uhr wurden von verschiedenen Gruppen die Kerzen erneuert und so brannten viele Tage Kerzen im Gedenken an Hanna und als Ausdruck für das Unausprechliche des Geschehens. Begleitende, öffentliche Trauer braucht einen Rahmen. Etwa eine Woche nach der Beerdigung von Hanna fand ein zweiter Gottesdienst dort statt und die Kerzen wurden gelöscht. Einige Tage später ist zusammen mit der Familie ein kleines »Gärtchen« mit Blumen angelegt worden ...

Die unermeßliche Trauer und der Schmerz, den diese Familie erlitten hat, kann sicher nichts in annähernd angemessener Weise auffangen. Ich bin mir aber sicher, dass das Mitgefühl der Menschen und die Zeichen, die gesetzt wurden, dazu beigetragen haben, dass das Gefühl der Einsamkeit und des Alleinseins gemildert wurde. Trauer zu begleiten heißt auch, versuchen mit zu tragen und damit ein wenig von der niederdrückenden Last des Herzens zu nehmen.

Klemens Stachowiak

beruht auf bekannten Ritualen der jeweiligen Kultur wie Gottesdiensten oder Beerdigungsritualen. Der Ort für die Trauerfeier ist speziell ausgewählt und gestaltet. Dabei kann es sich um einen Ort handeln, der für die jeweilige Trauergemeinde im Alltag von herausragender Bedeutung ist oder der mit dem Anlass des Rituals in Verbindung steht. Aber auch besonders wichtige Kirchen können als Ort gewählt werden. Beispiele sind hier der Erfurter Domplatz (nach dem Amoklauf am Gutenberg-Gymnasium) und der Kölner Dom (nach dem Absturz der Germanwings-Maschine). Sprache und Symbole sind dem jeweiligen Anlass und der Trauergemeinde angepasst, die Sprache unterscheidet sich von der Alltagssprache. Es kommen kulturspezifische Texte zum Einsatz, welche zumeist auf religiösen Erzählungen beruhen. Die Texte wollen dabei über die Gegenwart hinaus auf die Zukunft verweisen. Disaster rituals sind zwar einerseits einmalige Ereignisse, da sie zu einem bestimmten Anlass vollzogen werden, andererseits aufgrund wiederkehrender Strukturen aber tatsächlich als Rituale anzusehen. Ziel der Trauerfeiern ist es, die Gemeinschaft, welche durch die Katastrophe be-

troffen ist, wieder in die Lage zu versetzen, den »Ausnahmestand« nach der Katastrophe zu überwinden. Dies kann z.B. dadurch geschehen, dass Emotionen angesprochen und kanalisiert werden. Hierin zeigt sich das strukturbildende Potenzial des Rituals. Es schafft Gemeinschaft, lässt das Individuum nicht allein und sorgt somit für die Wiederstabilisierung der sozialen Ordnung.

Grundsätzlich kann man für die Trauerfeiern in Deutschland sagen, dass es sich meistens um Feiern im Kirchenraum handelt, welche in großer zeitlicher Nähe zum Unglück stattfinden. Beim liturgischen Teil handelt es sich bisher immer um einen ökumenischen Gottesdienst und es erfolgt eine Übertragung der Trauerfeier im Fernsehen. Es sind Vertreter aus Politik, Kirche und Gesellschaft anwesend, wobei die Politiker nur im Staatsakt eine aktive Rolle spielen.

GESTALTUNG DES GOTTESDIENSTES – PUNKTE, DIE ZU BEACHTEN SIND

Obwohl bisher die meisten Trauerfeiern in Kirchen stattfanden, ist dies keineswegs zwingend. Eine Kirche bietet einerseits einen geschützten Raum, andererseits ist die mögliche Zahl der Anwesenden begrenzt. Sie ist außerdem für liturgische Feiern »eingerrichtet«. Eine Kirche kann, z.B. durch die Betrachtung von Altar und Kreuzesdarstellungen, Erwartungen, aber ebenso Ablehnung wecken. Dies gilt allerdings nicht nur für den Ort »Kirche«, sondern für den Gottesdienst als Ganzen. Eine Erwartung bei Teilnehmern kann sein, dass der Glaube an die Auferstehung aller im Gottesdienst deutlich zum Ausdruck gebracht wird. Aufgrund der Frage »Wo war denn Gott, wenn es ihn gibt, in der Katastrophe?« und der Vorstellung, dass die Kirchen nur auf das Jenseits verträsten, kann der Gottesdienst grundsätzlich abgelehnt werden. Hier ist es besonders wichtig, welche Sprache, welche Ausdrucksmöglichkeiten gefunden werden. Öffentliche Plätze dagegen können Orte sein, die für große Teile der Bevölkerung von Bedeutung sind. Da die Katastrophe Betroffenheit in weiten Teilen der Bevölkerung ausgelöst hat, könnte ein solcher Ort angemessener sein, um gemeinsam zu trauern. Es können mehr Menschen als in einer Kirche direkt an der Trauerfeier teilnehmen, was zum einen bedeutet, dass ein weniger geschützter Raum für die direkt Betroffenen besteht, diesen aber zugleich deutlicher werden kann, dass sie nicht allein sind. Es kann das Gefühl vermittelt werden, viele stehen hinter ihnen, stärken den Rücken (so z.B. die Empfindung von Betroffenen in Erfurt). Öffentliche Plätze müssen (im Gegensatz zu Kirchen) für die Liturgie extra gestaltet werden, was wiederum Vor- und Nachteile haben kann. Und dadurch, dass man die öffentlichen Plätze im Alltag mit anderen Dingen assoziiert, kann der Zugang zur liturgischen Feier erschwert werden. Man kann also sagen, dass es sowohl für die Feier in einer Kirche als auch die an einem öffentlichen Platz gute Gründe und Gegenargumente gibt. Hier muss in jedem Einzelfall entschieden werden, wo die Trauerfeier gehalten werden soll.



Ein wichtiges Element ist die Einbindung möglichst vieler Gruppen von Betroffenen. Zu diesen gehören eben nicht nur die Angehörigen der Opfer, sondern z.B. Rettungskräfte, Polizei, Notfallseelsorge. Selbst wenn dies in der direkten Vorbereitung aufgrund von Traumatisierung von Opfern bzw. deren Angehörigen schwierig sein kann, ist es doch wichtig, die Feier nicht an den Betroffenen vorbei zu gestalten. Nur wenn diese so weit wie möglich einbezogen werden, kann die Trauerfeier für sie ein wichtiger – und hilfreicher – Teil der Trauerarbeit nach einer Katastrophe sein.

ANWALT DER DIREKT BETROFFENEN

Möglichkeiten der Einbindung sind z.B. das Einbringen von Symbolen aus der Gemeinschaft der direkt Betroffenen, das Lesen von Fürbitten oder das Entzünden von Kerzen. Hier ergibt sich ein Aufgabenfeld für die NotfallseelsorgerInnen, denn sie können als Mittler zwischen Betroffenen und Organisatoren der Trauerfeier fungieren, wenn es z.B. um Fragen der persönlichen Beteiligung im Gottesdienst oder dem Einbringen eines oder mehrerer Symbole geht. Dies legt sich schon deshalb nahe, da Betroffene bzw. Angehörige unmittelbar nach einer Katastrophe heute meist durch die Notfallseelsorge begleitet werden. Als diejenigen, die damit den direkt Betroffenen am nächsten stehen, könnten NotfallseelsorgerInnen als deren »Anwälte« auftreten, wenn es z.B. darum geht, welche Rücksichtnahmen im Umfeld der Trauerfeier und in dieser notwendig sind. Ich denke hier z.B. an die Abschirmung gegenüber den Medien vor und nach der Trauerfeier oder Absprachen mit den Fernsehanstalten, ob überhaupt jemand und, wenn ja, wer von den Angehörigen im Fernsehen gezeigt werden darf.

Der Ablauf des Gottesdienstes weist zumeist große Ähnlichkeit mit anderen ökumenischen Gottesdiensten, aber auch mit kirchlichen Begräbnisfeiern auf. Die größten Unterschiede sind hier in der Auswahl der Texte zu finden, welche dem jeweiligen Ereignis angepasst werden. So wird etwa in Gebeten und Predigt auf das Ereignis Bezug genommen, wie eine Oration aus der Erfurter Trauerfeier beispielhaft zeigt. Diese enthielt die Aussage: »Wir bringen vor dich unsere Klage um den Tod der Opfer des Gutenberg-Gymnasiums, das Leid der Betroffenen.« Genauso wird dies bei den Lesungstexten versucht, wenn z.B. in Erfurt den Seligpreisungen Mt 5,3-10 die Verse 21 und 25 vorangestellt werden. Auf die Aussage »Du sollst nicht töten« aus V 21 wurde dann in der Predigt näher eingegangen.

SPRACHLOSIGKEIT INS WORT BRINGEN

Erwartung an und Auftrag für die Kirchen ist es, im Gottesdienst die Sprachlosigkeit angesichts der Katastrophe ins Wort zu bringen, die Trauer anzusprechen, das Nichtverstehen – die für Menschen unbeantwortbare Frage nach dem »Warum?«. Aber die Kirchen dürfen und sollen dabei von ihrer Hoffnung erzählen – der Hoffnung, dass

Gott gerade in schweren Zeiten mitgeht und der Hoffnung auf die Auferstehung. Mit welchen Worten dies geschieht, ist mitentscheidend dafür, ob die Rede von den Zuhörern als angemessen erlebt wird. Hier müssen sich die Vertreter der Kirchen bewusst sein, dass sie nicht einer Gemeinde von Christen gegenüberstehen, sondern einer Gruppe aus Mitgliedern verschiedener Religionen, von Atheisten und Areligiösen. Die gewohnte binnenkirchliche Sprache ist hier weder angebracht noch allgemein verständlich. Nicht angebracht sind ferner Aussagen, mit denen christliche Überzeugungen (wie z.B. der Glaube an die Auferstehung der Toten) einfach auf alle übertragen werden. Aussagen wie »Wir glauben, dass die Opfer bei Gott geborgen sind.« vereinnahmen durch das »Wir« in unzulässiger Weise all jene, die diesen Glauben eben nicht teilen. Wie aber dann reden? Ein gutes Beispiel bietet hier Kardinal Woelki, der in Köln folgende Worte fand: »Ich habe keine theoretische Antwort für sie auf das schreckliche Unglück, aber ich kann auf die Antwort zeigen, an die ich selbst glaube« und bei diesen Worten auf das Kreuz zeigte.

Zur Frage der Sprache im Gottesdienst gehört, wie oben schon genannt, die nach den Texten, welche vorgelesen werden. Hier noch einige Gedanken zu einem wichtigen Block innerhalb des Gottesdienstes, nämlich den Fürbitten. In ihnen kann in eindringlicher Weise auf das Geschehen, die Opfer, die Angehörigen, die Helfer und die gesamte Trauergemeinde eingegangen werden, indem zunächst entsprechende Fürbitten verfasst und diese dann von Vertretern der verschiedenen Gruppen vorgetragen werden. Es können so Anliegen der verschiedenen Gruppen formuliert und diese Gruppen auch sichtbar im Gottesdienst aktiv werden. So gab es z.B. in Köln eine Fürbitte, welche durch zwei Notfallseelsorger vorgetragen wurde und eine andere wurde durch eine Angehörige gesprochen.

MUSIK

Neben der Sprache sind Musik und verwendete Symbole von Bedeutung. Dies gilt vor allem deshalb, weil sich diese stärker in das Gedächtnis einprägen als das gesprochene Wort, wie durch Interviews mit Teilnehmern an solch einer Trauerfeier belegt werden konnte. Gerade Musik berührt die Menschen ganzheitlicher, spricht tiefere Schichten (z.B. von Emotionen) an, als Worte allein dies können. Wenn man also bedenkt, dass die Trauerfeiern nicht nur die Trauer zum Ausdruck bringen sollen, sondern ebenso zur Verarbeitung der Katastrophe beitragen, eine erste Trauerphase abschließen und die Rückkehr zu einem quasi »normalen« Alltag ermöglichen sollen, darf die Musik ebenso nicht nur die Trauer zum Thema haben. Bei bisherigen Trauerfeiern wurden fast ausschließlich klassische Werke und christlich geprägte Lieder gespielt und gesungen, hier kann und muss man überlegen, ob nicht ebenfalls Musik anderer Stilrichtungen angemessen, für manche Trauergemeinde vielleicht sogar angemessener ist.

KERZENRITUAL

Ein wesentliches Element aller Feiern ist ein Kerzenritus, welcher manchmal, aber nicht immer, mit einem Namensritus verbunden ist. Der Kerzenritus beinhaltet, dass für jedes Opfer eine Kerze brennt oder entzündet wird. Die Gestaltung der Kerzen variiert stark von einfachen weißen Kerzen wie in Köln bis zu Kerzen mit dem Namen des einzelnen Opfers wie in Winnenden. Manchmal wird zeitgleich mit dem Entzünden oder Hereinbringen einer Kerze der Name des Opfers genannt, für das diese Kerze steht. An dieser Stelle zeigt sich ein Problem, welches durchaus kontrovers diskutiert und gehandhabt wird. Es ist die Frage, wie man dort, wo es bei einer Katastrophe einen Täter gibt, mit diesem Täter umgeht. Soll für ihn eine Kerze entzündet werden, soll sein Name genannt werden, im Namensritus oder bei den Fürbitten? In Winnenden gab es keine solche Kerze, in Köln brannte dagegen für alle 150 Toten je eine Kerze. Hier sollte auch in Zukunft in jedem Einzelfall sensibel entschieden werden, was der Situation angemessen ist.

Kerzen als Zeichen der Erinnerung, der Trauer und der Hoffnung scheinen allgemein verständlich zu sein. Ich denke hier z.B. an die Kerzen bei den Demonstrationen im Herbst '89. Die Allgemeinverständlichkeit ist zugleich eine Voraussetzung dafür, dass Symbole sinnvoll eingesetzt werden können. Außerdem müssen sie von der jeweiligen Trauergemeinde, und hier besonders von den direkt Betroffenen, als für sie relevant und hilfreich betrachtet werden. Dies führt dazu, dass selbst Symbole, die schnell als kitschig empfunden werden könnten, dort wo sie z.B. durch das Netzwerk der Betroffenen getragen werden, eben nicht kitschig sind. Hier ergibt sich eine weitere Möglichkeit, die Betroffenen in Vorbereitung und Gestaltung des Gottesdienstes einzubeziehen, wenn die Frage gestellt wird, welches Symbol für sie wichtig ist, welches sie im Gottesdienst haben wollen. Hier können NotfallseelsorgerInnen bei der Auswahl von Symbolen in einer vermittelnden Rolle auftreten, indem sie zum einen die Frage nach einem für die Betroffenen wichtigen Symbol mit diesen klären, zum anderen die Akzeptanz eines durch eine Vorbereitungsgruppe eingebrachten Symbols ergründen.

AUSBLICK ÜBER DIESE TRAUERFEIERN HINAUS

Eine Aufgabe der Notfallseelsorge, welche nicht unmittelbar mit der Trauerfeier in Zusammenhang steht, hat sich speziell nach dem Unglück bei der Loveparade in Duisburg gezeigt. Hier wurde eine Angehörigengruppe über mehrere Jahre um den Jahrestag der Katastrophe begleitet, Treffen und Gedenkfeiern mit diesen Angehörigen organisiert. Dies zeigt deutlich, dass die Notfallseelsorge gerade im Katastrophenfall nicht auf die Zeit unmittelbar nach dem

Unglück begrenzt ist und ich denke auch nicht begrenzt sein sollte. Denn selbst wenn die jeweilige persönliche Verarbeitung des durch die Katastrophe hervorgerufenen Traumas vornehmlich mit Hilfe von Psychologen erfolgen wird, so kann doch gerade anlässlich von jährlichen oder zu bestimmten Jahrestagen stattfindenden Gedenkfeiern das Engagement von NotfallseelsorgerInnen angezeigt sein.

ZUSAMMENFASSUNG

Zentrale Trauerfeiern finden nach Katastrophen statt, welche sich gesamtgesellschaftlich auswirken. In Deutschland bestehen die Feiern aus Staatsakt und Gottesdienst, die beide klar voneinander getrennt sind. Es sind ereignisbezogene Feiern, für die in den meisten Fällen eine Kirche als Ort gewählt wird. Der Gottesdienst ist immer ökumenisch. Anliegen der Trauerfeier ist es, der allgemeinen Trauer und Sprachlosigkeit angesichts einer Katastrophe Ausdruck zu verleihen und damit den Umgang mit der Katastrophe und ihren Folgen zu erleichtern. Außerdem will man eine erste Trauerphase abschließen und den Übergang zurück zum Alltag ermöglichen, nicht nur für den Einzelnen, sondern für die Gesellschaft als Ganze.

In die Vorbereitung und Durchführung des Gottesdienstes sollten die verschiedenen Gruppen von Betroffenen (wie Angehörige, Polizei, Sanitäter usw.), wo es möglich ist, einbezogen werden. Im Gottesdienst müssen Sprache, Musik und Symbole so gewählt werden, dass sie einen Bezug zum Ereignis haben und möglichst von der gesamten Trauergemeinde verstanden werden. Als wichtigstes Symbol hat sich hier das Entzünden von Kerzen für die Opfer einer Katastrophe herausgebildet.

Als Aufgaben der Notfallseelsorge kann man bisher ausmachen: die Betreuung direkt und indirekt Betroffener unmittelbar nach der Katastrophe; die Begleitung der Betroffenen/Angehörigen in der Zeit der Vorbereitung auf die Trauerfeier und während der Trauerfeier, dabei auch die Vermittlung von Anliegen zur Gestaltung der Trauerfeier zwischen den Betroffenen und der Organisationsgruppe; Begleitung von Angehörigengruppen über längere Zeiträume oder zu bestimmten Anlässen wie Jahrestagen der Katastrophe.

INFO

Brigitte Benz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Theologischen Forschungskolleg der Universität Erfurt.

»Liturgie nach Großkatastrophen«

Benedikt Kranemann, Brigitte Benz;
Echter Verlag GmbH



Alfred Herrmann

»ICH BIN BEGEISTERT – UND SIE?«

Die 15-jährige Berenike erzählt über ihre Firmung, die sie erst vor kurzem empfang.

EIN »FIRMPASTORALES FACHGESPRÄCH« MIT NACHHALL

Die Firmung – ein Thema, das begeistert und bewegt. Das bewies das »Firmpastorale Fachgespräch« an einem Mittwochabend im Mai. Mehr als 80 haupt- wie ehrenamtliche Firmbegleiter aus dem gesamten Erzbistum machten sich auf den Weg nach St. Elisabeth in Berlin-Schöneberg, um sich über die Firmung auszutauschen.

Und sie hatten drängende Fragen im Gepäck: »Welche Voraussetzungen muss ich mitbringen, um Firmbegleiter zu sein? Welche Hilfen gibt es?«, zählt Stephan Jaster aus St. Ludwig Berlin-Wilmersdorf nur einige davon auf. »Was soll an Glaubenswissen während der Firmvorbereitung vermittelt werden?«, fragt Pfarrvikar Konrad Heil aus Heilige Familie Berlin-Lichterfelde. »Wir stehen ratlos vor dem Problem, dass die Jugendlichen nach der Firmung nicht mehr in die Kirche oder die Gemeinde kommen?«, benennt Elisabeth Ruff aus dem Pastoralen Raum Königs Wusterhausen-Eichwalde eine Schwierigkeit, mit der sich viele Gemeinden konfrontiert sehen. Romeo Kabgebe aus Maria-Rosenkranzkönig Berlin-Steglitz möchte Näheres erfahren über den Umgang mit dem Firmalter im Erzbistum. »Wir Ehrenamtlichen bekommen zu wenig Input und haben zu wenig Begleitung«, sucht Annett Mikolasch aus Greifswald nach Unterstützung, um kompetent auf die Glaubensfragen der Firmbewerber und ihrer Eltern eingehen zu können. »Wir haben in einigen Gemeinden oft nur wenige Firmbewerber, manchmal nur einen, und organisieren daher unsere Firmvorbereitung im Pastoralen Raum«, interessiert sich Stephan Mark, Gemeindefereferent aus Stralsund, für Pfarreien, die ebenfalls Erfahrung mit Kooperationen mitbringen.



Es ist wohltuend zu hören, wie die Firmvorbereitung in anderen Gemeinden funktioniert, das hier könnte ruhig öfters stattfinden.



WELCHER WEG IST DER RICHTIGE?

»Rund 1.300 Firmanten haben in etwa 50 Firmfeiern im vergangenen Jahr im Erzbistum Berlin das Sakrament der Firmung empfangen«, führten Gabriele Kraatz und Robert Gerke vom Dezernat Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariats in die drei abendlichen Stunden ein: »50 Mal die Frage: Welcher Weg ist der richtige? 50 Mal die Frage: Wie stellen wir das katechetische Team zusammen? 50 Mal die Frage: Was können wir anders, was besser machen? Keine Firmvorbereitung gleicht der anderen und doch haben alle dasselbe Ziel.« Das Ziel des »Firmapastoralen Fachgesprächs«, so die Organisatoren: »Spuren legen«.

»Ich bin begeistert – und Sie?«, begann die 15-jährige Berenike den ersten von drei einleitenden Impulsen. Die Schülerin empfing erst vor wenigen Tagen das Sakrament der Firmung und berichtete von der Vorbereitung. Ihr »Grundkurs des Glaubens« habe nicht in ihrer Gemeinde, sondern an einer Schule, am Canisius-Kolleg stattgefunden. Die sechs Treffen und die Wochenendfahrt ihres Firmkurses, so eine Besonderheit, seien von Jugendlichen vorbereitet und geleitet worden, die im Jahr zuvor den Kurs absolviert hatten, unterstützt von Jesuiten des Canisius-Kollechs. Im zweiten Impuls erläuterte Bettina Birkner, Gemeindeferentin am Cathedral-Forum, die »Wunsch- und Segensfeier«, die die katholische Kirche für Nicht-Christen anbietet. Zum Schluss regte Pfarrer Ulrich Kotzur vom Erzbischöflichen Amt für Jugendseelsorge an, mit Firmbewerbern zentrale Jugendveranstaltungen wie Nightfever, Bistumsjugendtag, Ministrantenwallfahrt oder den Diözesanen Weltjugendtag zu besuchen. »In der Auseinandersetzung mit dem, was man erlebt, wächst man im Glauben«, appellierte Kotzur, diese Chancen zu nutzen.

DIE SICHT DES FIRMENDEN

Aus Sicht des Firmenden berichtete Weihbischof Matthias Heinrich. Positiv bewertete er die Vielfältigkeit, auf die er im Erzbistum trifft, die verschiedenen Wege, die die Gemeinden in der Firmvorbereitung beschreiten. »Die Vielzahl der Personen, die sich der Vorbereitung annehmen, ist ein großartiges Zeichen«, bedankte er sich ausdrücklich bei allen, die sich dieser Herausforderung stellen. Besonders hob er praktische Impulse in der Firmvorbereitung hervor, die sich den Firmanten besonders einprägten, wie Fahrten, Besuche in sozialen oder religiösen Einrichtungen. Ebenso freut ihn die Tradition der Firmnamen, die im Erzbistum lebendig ist. »Wir erreichen damit, dass sich die Jugendlichen mit einem Heiligen als Vorbild auseinandersetzen.«

Neben seinen positiven Erfahrungen formulierte Weihbischof Heinrich Fragen und Wünsche an die Vorbereitenden. »Ein gewisses Grundwissen gerade in Bezug auf das Sakrament der Firmung und die Sakramente im Allgemeinen wäre wünschenswert«, ging Heinrich auf die Frage ein, ob und welches Wissen ein Firmbewerber vor der Firmung erlangen sollte. »Allerdings erwarte ich von keinem Firmling, dass er mir die Trinität erläutert«, setzte er zugleich Grenzen. Zudem erinnerte der Weihbischof an die Chance des Patenamtes: »Wir sollten darüber nachdenken, wie wir die Paten noch stärker involvieren können.« Ein Pate sei schließlich kein Geschenkeonkel, sondern soll den Firmbewerber in Lebensphasen begleiten, in denen die Eltern dies aufgrund der natürlichen Distanz nicht gewährleisten können. Deutlich erinnerte Weihbischof Heinrich daran, die ehrenamtlichen Firmbegleiter nicht zu überfordern. »Ehrenamtliche werden oftmals einfach hineingeworfen, ohne große Vorbereitung. Plötzlich stehen sie vor Fragen über Glauben und Glaubenswissen, vor Methoden und Herangehensweisen, die ihnen aus ihrem beruflichen Alltag nicht selbstverständlich sind.« Er sprach die Nachbereitung in den Gemeinden an – »Wie tief hat sich alles gesetzt?« –, Probleme bei der Feier – »Es kommen Leute in einen Firmgottesdienst, die lange Abstinenz von der Kirche lebten. Sie sollen gerne wiederkommen.« – und unterschiedliche Denkansätze in der Weltkirche – »Der Erzbischof von Mexiko City sprach davon, dass sie dort vor der Erstkommunion firmen, eine Reaktion auf die Diskussion, inwieweit man eucharistiefähig ist, ohne den Heiligen Geist empfangen zu haben«.

SECHS WORKSHOPS VOLLER IMPULSE

Sechs Workshops setzten im zweiten Teil des Abends vielseitige Impulse und Denkanstöße.

■ So erklärte Pfarrer Oliver Cornelius die Methode seiner Pfarrei St. Bonifatius Kreuzberg, Firmvorbereitung ausschließlich auf eine zehntägige Pilgerreise zu beschränken. Zu Fuß auf dem Jakobsweg in Deutschland, täglich 20 Kilometer, entstehe schnell eine gute Gemeinschaft, »im Laufen und im Leiden«. »Wir besitzen keinen Plan, was wir an einem Tag machen. Wir folgen keinem Buch, sondern der Weg gibt uns die Themen vor«, erläuterte Pfarrer Cornelius. »Treffen wir auf ein Wegkreuz, sprechen wir über das Kreuz. Treffen wir auf eine Marienstatue am Wegesrand, sprechen wir über die Gottesmutter. Kommen wir an einem Friedhof vorbei, gehen wir auf den Friedhof und sprechen wir über die letzten Dinge, stellen uns die Frage, was es mit Ostern auf sich hat.«

■ Helmut Jansen vom BDKJ stellte in seinem Workshop das traditionelle Firmkonzept vom Kopf auf die Füße. »Wie wäre es, wenn wir statt uns in der Vorbereitung pastoral zu verausgaben, mehr Intensität und Zeit in die Phase nach der Firmung stecken?«, lud der Pastoralreferent zu einem Gedankenexperiment ein. Eine kurze, informelle Vorbereitung über das, was die Firmung ist, führt in seinem Modell direkt zur Spendung des Sakraments, ganz im Vertrauen auf die Gnade Gottes. Danach beginnt jedoch ein intensiver, gemeinsamer Weg, eine ausführliche Nachbereitung, die nachhaltig in den Jugendlichen wie in der Gemeinde ihre Spuren hinterlassen kann. »Die Firmung ist nicht nur für die Jugendlichen, sondern auch für die Gemeinde ein Geschenk. Die Gemeinde kann sich anfragen lassen von den Gefirmten und so selbst eine Neuevangelisierung erfahren.«

■ Firmvorbereitung im Pastoralen Raum beschäftigte den Workshop von Falk Schaberick. »Sich gegenseitig bereichern; Kräfte bündeln; Kleinstgruppen vermeiden; über ausreichend Firmbegleiter verfügen«, sammelte der Pastoralreferent mit den Workshop-Besuchern zunächst Gründe, warum eine gemeinsame Firmvorbereitung sinnvoll sein kann. »Erste Liebe, Mode, Party, Prüfungen, FSJ, Auslandsjahr«, antworteten sie anschließend auf die Frage, warum Jugendliche den Firmkurs als Last empfinden. »Wir haben sämtliche Angebote von unseren drei Gemeinden gesammelt, insgesamt über 70, und sie für alle geöffnet«, stellte Schaberick schließlich das Modell vor, das in seinem Pastoralen Raum Neukölln-Süd praktiziert wird. Er hält ein kleines Programmheft in der Hand, in dem sämtliche Firmstunden, thematische Seminare, Fahrten und Aktivitäten aufgeführt sind. Ein Firmbewerber kann sich darin aussuchen, wann und wo er welche Angebote in Anspruch nimmt. »Das verblüffende ist«, meint Schaberick, »die Jugendlichen besuchen mehr Kurse und Freizeiten, als sie eigentlich müssten.«

Helmut Jansen vom BDKJ stellte in seinem Workshop die traditionelle Firmvorbereitung vom Kopf auf die Füße.

Foto: Alfred Herrmann





*Firmvorbereitung hat auch viel mit dem Nachdenken darüber zu tun,
wo ich als Begleiter mit meinem Glauben stehe.*



■ Sollen die Eltern der Firmbewerber in die Firmvorbereitung einbezogen werden oder nicht, fragte Gabriele Kraatz in ihrem Workshop. Die Referentin für Missionarische Pastoral sieht die Chance, neben den Jugendlichen weitere Familienmitglieder mit Glaubensfragen anzusprechen – »Viele Eltern sind kirchenfern oder kirchenrandständig«. Zugleich weiß sie jedoch um die Gefahr, dass die freie und selbstbewusste Entscheidung der Firmbewerber von den Eltern beeinflusst werden könnte. Statt eines großen Elternabends entstand im Workshop unter anderem der Vorschlag: »Warum lädt ein Firmbegleiter die Eltern der Gruppe nicht einmal ein, um mit ihnen über die Bedeutung des Glaubens in seinem Leben zu reden?«

■ Die Geistliche Begleitung der Begleiter finde vielerorts eher mangelhaft statt, beschied der Workshop von Christopher Maaß vom Dezernat Seelsorge. Ebenso fehle es an Ansprechpartner und Unterstützung in theologischen Fragen. »Es ist wichtig, dass wir den Weg der Firmkatechese als einen doppelten geistlichen Weg begreifen, zum einen für diejenigen, die sich auf die Firmung vorbereiten, zum anderen für diejenigen, die begleiten«, fasste Maaß zusammen. Neben dem Anstoß, auf örtlicher Ebene passende Wege für eine geistliche Begleitung von Firmkatecheten zu suchen, soll nun überlegt werden, ob auf diözesaner Ebene Exerzitien angeboten werden und auf der Internetseite Impulsblätter zum Download zur Verfügung stehen sollten. »Firmvorbereitung hat auch viel mit dem Nachdenken darüber zu tun, wo ich als Begleiter mit meinem Glauben stehe.«

■ Dass die Wunsch- und Segensfeier die Firmvorbereitung inspirieren kann, erarbeitete Bettina Birkner vom Kathedralforum in ihrem Workshop. Sie berichtete davon, wie bewegend es ist, wenn sich in der Wunsch- und Segensfeier Eltern und Jugendliche gegenseitig etwas zusagen. »Vielleicht bietet es sich an, eine eigene Feier und somit eine eigene Station auf dem Weg zur Firmung entsprechend zu gestalten? Vielleicht kann die Firmvorbereitung mit solch einem biographischen Teil beginnen? Mit den Fragen: Wo komme ich als Jugendlicher her? Aus welcher Familie? Was ist mein Background?«

»Es ist wohlthuend, zu hören, wie die Firmvorbereitung in anderen Gemeinden funktioniert«, resümierte Georg Dinter, Firmbegleiter aus Königs Wusterhausen den abwechslungs- und ideenreichen Abend und wünscht sich: »Das hier könnte ruhig öfters stattfinden.«



»WAS HÄLT UNSERE GESELLSCHAFT ZUSAMMEN?«

AUFBRUCH IM PASTORALEN RAUM: EINE PODIUMSDISKUSSION MIT ERZBISCHOF KOCH AN DER UNIVERSITÄT VIADRINA IN FRANKFURT (ODER)

Was hält unsere Gesellschaft zusammen? – Werte, Wissenschaft, Religion in der sich wandelnden Welt«, so lautete das Thema eines ganz besonderen Abends Mitte Mai im Senatssaal der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Universität und Erzbistum begegneten sich bei einer Podiumsdiskussion im wissenschaftlichen Rahmen – ein besonderer Akzent im Pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« im Pastoralen Raum Frankfurt (Oder) – Buckow-Müncheberg – Fürstenwalde. Mit dem Moderator der Veranstaltung und Leiter des Pastoralen Raums, Pater Theodor Wenzel M.Id. vom Orden Missionare Identis, sprach Alfred Herrmann.

Pater Theodor, Berlins Erzbischof Heiner Koch und Frankfurts Universitätspräsident Professor Alexander Wöll gemeinsam auf einem Podium. Wie kam es dazu?

Pater Theo: Am 19. Mai letzten Jahres eröffnete Erzbischof Koch unseren Pastoralen Raum Frankfurt (Oder) – Buckow-Müncheberg – Fürstenwalde. Eines der großen Themen bildete an diesem Tag die Studierendenseelsorge. Dabei entstand die Idee, einen Austausch mit wissenschaftlichem Vortrag für Interessierte der Universität in den Räumen der Pfarrei Heilig Kreuz zu organisieren. Im Laufe der Vorbereitungen machte uns der Präsident der Universität, Professor Wöll, das Angebot, einer gemeinsamen Veranstaltung im Senatssaal der Viadrina. Der Termin am 18. Mai fiel dann auch noch passend auf den Vorabend zum ersten Jahrestag der Gründung unseres Pastoralen Raums.

Die Universität kann als Ort kirchlichen Lebens innerhalb des Pastoralen Raums verstanden werden. Wie gestaltet sich bislang der Kontakt?

Pater Theo: Wir vom Seelsorgeteam und die Brüder und Schwestern der Ordensgemeinschaft gehen bereits seit vielen Jahren an die Uni. Das sind allerdings vor allem einzelne, punktuelle Begegnungen. Daneben gibt es während des Semesters wöchentliche Treffen, zu denen auf deutscher Seite vielleicht drei und auf polnischer 15 bis 20 Studierende kommen.

Wie sieht die Pfarrei die Herausforderung Universität?

Pater Theo: In der Gemeinde herrscht zurückhaltende Skepsis vor allem auch mit Blick auf die personellen Ressourcen. Umso wichtiger ist es, dass die Studierendenseelsorge in den Pastoralen Prozess eingebunden wird und im Pastoral-konzept seinen Platz findet. Ich bin davon überzeugt, wenn wir als Kirche die Studierenden intensiver ansprechen, wird das auch unseren Pastoralen Raum

bereichern. So könnten wir die Studierendenseelsorge in die Jugendarbeit des Pastoralen Raumes einbeziehen, so dass sich beide Bereiche gegenseitig befruchten.

Sie denken weiter?

Pater Theo: Die Studierendenseelsorge im Erzbistum Berlin ist ein zentrales Anliegen von Erzbischof Koch. Er richtet den Blick nicht allein auf die wenigen hundert christlichen Studierenden, sondern auf den gesamten Universitätsbetrieb, auf die vielen tausend Studierenden an den Hochschulen im Erzbistum, in Berlin, Potsdam, Greifswald und eben Frankfurt (Oder). Das sehe ich genauso. Da sind einmal die 200 bis 300 Studierenden der Viadrina, die zwar in der Kartei unserer Pfarrei stehen, allerdings sonst kaum in Erscheinung treten. Und da sind die 80 Prozent Nichtchristen, Nichtgetaufte an einer Uni, denen wir als Kirche auch etwas zu sagen haben und für die wir da sein sollten.

Wen wollten sie mit dem Podiumsgespräch also ansprechen?

Pater Theo: Die Überlegungen zielten darauf ab, an einem zentralen gesellschaftlichen Ort im Sozialraum unseres Pastoralen Raums breiter anzudocken, eine Verbindung aufzubauen und Berührungspunkte abzubauen. Wir hatten daher breitflächig eingeladen, die Professoren, den AstA, die Kirchengemeinden, aber auch ganz allgemein in die Stadt hinein mit guter Resonanz.

Die Kirche zeigt: Auch wir haben einen Inhalt zu setzen an diesem wissenschaftlichen Ort?

Pater Theo: Wir können mit dem Evangelium und unseren geistlichen Inhalten im offiziellen Betrieb einer Universität, bei Professoren und Studierenden, nur sehr schwer ankommen. Als Pater der Ordensgemeinschaft Missionare Identitas, die sich im Besonderen der Akademikerseelsorge annimmt, spreche ich da aus Erfahrung. Ein Kontakt gelingt vor allem immer dann, wenn er über die Wissenschaft entsteht, über philosophische oder allgemeinwissenschaftliche Themen. Wenn wir auf diesem Weg in den Austausch treten, entsteht vielleicht ein geistliches Nachfragen, ein geistliches Interesse.

Das Thema des Abends lautete: »Was hält die Gesellschaft zusammen?« Wie lief er ab?

Pater Theo: Nach einem einleitenden Impuls von Erzbischof Koch diskutierten unser Erzbischof, Universitätspräsident Wöll, der CDU-Bundestagsabgeordnete und Katholik unserer Pfarrei Martin Patzelt, die Diözesan-Caritasdirektorin Professorin Ulrike Kostka und der Sozialanthropologe Professor Werner Schiffauer zum Thema »Was hält die Gesellschaft zusammen?«. In der Vorbereitung haben

wir lange an diesem Titel gefeilt. Religion und Kultur und Wissenschaft, ja die Gesellschaft allgemein steht vor der zunehmenden Herausforderung, gemeinsames Leben zu ermöglichen und zu gestalten.

Gerade jetzt, rund um entscheidende Wahlen, wird vermehrt von Rissen in der Gesellschaft gesprochen. Wo ist ein gemeinsamer Konsens zu finden?

Pater Theo: Dieser liegt, so glaube ich, vor allem im Menschsein allgemein. Wenn ich Menschen mit Blick auf ihr Menschsein auf Liebe und Freundschaft anspreche, ohne es philosophisch und theologisch auszuschlachten, dann erlebe ich eigentlich immer, dass es zu einem gemeinsamen, konstruktiven Austausch kommt.

Können Religion oder Werte oder Wissenschaft der Kitt unserer Gesellschaft sein?

Pater Theo: Keiner allein, aber vielleicht alle zusammen. Wenn sich jeder öffnet, die Werte für die Notwendigkeiten der Menschen, die Religion für die Sorgen und Sehnsüchte, die Wissenschaft für den Dienst an der Gesellschaft, dann wird von ganz alleine der Zusammenhalt gefördert.

Der Migrationsforscher Professor Werner Schiffauer sieht die Zivilgesellschaft im Aufbruch, dank der Flüchtlingskrise ...

Pater Theo: Da würde ich ein ganz dickes Ausrufezeichen dahinter setzen. Angefangen dabei, dass Flüchtlinge in unsere Sonntagsgottesdienste kommen, dass wir auch diesbezüglich einen Austausch mit Vertretern der evangelischen Gemeinden begonnen haben, dass sich ein Integrationsausschuss im Pfarrgemeinderat gebildet hat, dass ein Ruck durch die Gemeinde ging, als wir zwei Flüchtlingsfamilien in unserem Pfarrhaus Platz geben wollten. Ein nicht unerheblicher Teil unseres Gemeindelebens und -handelns wurde durch das Kommen der Flüchtlinge konstruktiv, ja positiv aufgerüttelt.

Das Ehrenamt sei durch die Flüchtlingskrise völlig neu erfunden worden, Menschen, die sich sonst kaum engagiert haben, sind neu dazugekommen ...

Pater Theo: Das habe ich in Frankfurt erlebt. Auf einmal waren ganz viele Menschen da, die helfen wollten und sich berufen fühlten. Sie haben erkannt: »Ich werde hier gebraucht.« Damit sind wir mitten im Thema: »Was hält unsere Gesellschaft zusammen?« Wenn jeder einzelne weiß, er wird gebraucht, wenn jeder einzelne weiß, was er für den anderen noch tun muss, wenn er abends nach Hause kommt, dann sind wir in einem Fahrwasser des Zusammenhalts, das eine enorme Kraft sowohl nach Innen als auch nach Außen entwickelt. Für den Nächsten da zu sein, das kann der Kitt für die Gesellschaft sein.

Was bedeutet das für die Kirche und für den Pastoralen Prozess hier im Erzbistum?

Pater Theo: Wenn Professor Schiffauer formuliert, dass das Ehrenamt neu entdeckt wurde, dann ist vor allem das »neu« zu unterstreichen. Das gilt für die Gesellschaft wie für die Kirche gleichermaßen. Wir haben nach der Wiedervereinigung den Fehler gemacht, zu viel den Hauptamtlichen zu übertragen. Der Pastorale Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« zielt nun wieder in die andere Richtung. Das ist ein energieaufreibender Prozess, aber notwendig. Es gilt also, das Ehrenamt neu zu organisieren und neu zu strukturieren. Denn die Menschen sind nicht nur freier geworden, sondern auch »intellektueller« und »aufgeklärter«. Sie gehen an das, was sie tun oder lassen, ganz anders ran, als noch vor wenigen Jahrzehnten.

In welche Richtung sollte Ihrer Meinung nach diese Neuorganisation gehen?

Pater Theo: »Was hält unsere Gesellschaft zusammen?« Neben der einen Antwort, wie jeder für den anderen da ist, gibt es noch eine zweite, ergänzende: wie jeder einzelne für sich wertvoll ist und wie jeder einzelne gefördert werden kann, mit seinen ganz persönlichen Fähigkeiten. Das können mit Blick auf die Gesellschaft die verschiedenen Berufe sein. Kirchlich gesehen, bezieht es sich auf die verschiedenen Berufungen. Für mich ist in diesem Prozess eine Pastoral zentral, die sich an Charismen orientiert und Partizipation ermöglicht, geht es doch darum, wie sich jeder einzelne auf seine Art und nach dem Willen Gottes mit seinen Begabungen und Talenten, mit seiner persönlichen Berufung als Teil des mystischen Leibes Christi in die Gemeinschaft einbringen kann.

Podiumsgespräch in der Europa- Universität Viadrina, zu dem ca. 130 Teilnehmer kamen.
Pfr. Dr. Tobias Kirchhof,
Prof. Dr. Werner Schiffauer,
Martin Patzelt MdB,
Erzbischof Dr. Heiner Koch,
Prof. Dr. Alexander Wöll,
Prof. Dr. Ulrike Kostka,
P. Theodor Wenzel M.Id.
(v.l.n.r.)

Quelle: Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder)



Michael Haas

STUDIE: ENGAGEMENT FÜR GEFLÜCHTETE – EINE SACHE DES GLAUBENS?

DIE ROLLE DER RELIGION FÜR DIE FLÜCHTLINGSHILFE

Im März veröffentlichte die Bertelsmann-Stiftung die Studie auf Grundlage der repräsentativen Daten des Religionsmonitors 2017 – mit über 10.000 Befragten und überraschenden Ergebnissen.

AUSGANGSLAGE UND FRAGESTELLUNG

Verschiedene Erhebungen haben bereits gezeigt: Religiöse Gemeinden sind ein untrennbarer Teil der Zivilgesellschaft, sie bündeln ehrenamtliches Engagement und wirken dabei über die Grenzen der eigenen Glaubensgemeinschaften hinaus. Die großen Kirchen und ihre Wohlfahrtsverbände haben sich durch zahlreiche Hilfsangebote und »sozialanwaltliche« Fürsprache für geflüchtete Menschen eingesetzt. Verschiedene Bistümer, u.a. das Erzbistum Berlin, und Landeskirchen haben Nothilfefonds eingerichtet. Daraus werden ehrenamtliche Initiativen auf Gemeindeebene ebenso finanziert wie die Aus- und Weiterbildung von Haupt- und Ehrenamtlichen sowie Seelsorge- und Beratungsangebote.

Darüber hinaus haben sich die beiden großen Kirchen immer wieder prominent in der politischen Debatte zur Fluchtzuwanderung positioniert, unter anderem zu Fragen des Familiennachzugs und zur Einführung einer Obergrenze. Zahlreiche muslimische Verbände haben sich ebenfalls öffentlich zu ihrer Verantwortung bekannt und sind bestrebt, die Flüchtlingshilfe auszubauen und zu professionalisieren. So hat sich im März 2016 ein bundesweiter »Verband Muslimische Flüchtlingshilfe« formiert, der helfen soll, die bestehende Flüchtlingshilfe der Mitgliedsorganisationen konfessionsübergreifend zu koordinieren und auszubauen. Jenseits der verfassten Kirchen und Moscheeverbände sind auch und gerade kleinere religiöse Gemeinden zivilgesellschaftlich aktiv.

Die vorliegende Studie widmet sich nun erstmals den folgenden Fragen:

1. Inwiefern stellt ein mit den Geflüchteten geteilter religiöser oder Migrationshintergrund eine Quelle für Empathie dar, die in konkrete Unterstützungsleistungen mündet?
2. Inwiefern fungieren Religionsgemeinschaften als Kristallisationspunkte und Plattformen der Mobilisierung im Bereich der Flüchtlingshilfe?
3. Welche Rolle spielt die allgemeine religiöse Lebensführung (Orthopraxis) für ein Engagement im Bereich der Flüchtlingshilfe?
4. Welche Rolle spielen Glaubensinhalte wie die Offenheit gegenüber anderen religiösen Traditionen und Weltanschauungen und ein religiöses Sendungsbewusstsein?

Damit geht die Studie auch den vielfach geäußerten kritischen Aussagen auf den Grund, Muslime würden sich zu wenig an der Flüchtlingshilfe beteiligen und sich scheuen, Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen. Auf der

anderen Seite wurden in der Öffentlichkeit mögliche Versuche der Einflussnahme auf Flüchtlinge durch radikale salafistische Prediger diskutiert, die auf einen Missbrauch der Flüchtlingshilfe für eine religiöse Indoktrinierung zielen. Aber auch Missionierungsversuche von evangelikalen Gruppen und Massentaufen von Flüchtlingen waren ein Thema.

ZENTRALE ERGEBNISSE

Unabhängig von religiösen Einflüssen engagieren sich Menschen in Ostdeutschland zwar insgesamt seltener, aber tendenziell intensiver in der Flüchtlingshilfe. Die Bereitschaft steigt, wenn sich eine Flüchtlingsunterkunft in der Nachbarschaft befindet. Dies unterstreicht die Bedeutung von Gemeinschaftsunterkünften für die Flüchtlingshilfe als Anlaufstelle und Begegnungsort sowie als Motor für ehrenamtliches Engagement. Pointiert lässt sich im bundesweiten Vergleich sagen, dass es vor allem Westdeutsche, eher Jüngere, eher Frauen als Männer, höher Gebildete sowie wirtschaftlich besser Gestellte sind, die sich für geflüchtete Menschen engagieren.

Obwohl sich wirtschaftlich schlechter gestellte Menschen in der Regel selten ehrenamtlich betätigen, sind sie in der Flüchtlingshilfe im Verhältnis stark präsent – fast ebenso viele wie unter denjenigen, denen es wirtschaftlich eher gut geht. Davon setzen sich lediglich diejenigen ab, die ihre wirtschaftliche Situation als sehr gut bezeichnen. Insgesamt spricht dieser Befund gegen die politisch zuweilen beschworene »Konkurrenz unter Benachteiligten«.

Während unter 25-Jährige im Allgemeinen selten ehrenamtlich aktiv sind, bringen sie sich überdurchschnittlich häufig in die Flüchtlingshilfe ein. Hier werden neue zivilgesellschaftliche Potenziale sichtbar, die es zu sichern gilt.

Muslime engagieren sich mehr doppelt so oft wie alle anderen Religionen, aber auch mehr als Nichtreligiöse für Geflüchtete. Nahezu jeder zweite Muslim und jede zweite Muslimin waren 2016 in der Flüchtlingshilfe aktiv; die meisten nicht nur einmalig, sondern regelmäßig.

Die Tatsache, dass die Betreiber von Flüchtlingsunterkünften einer Kooperation mit Moscheevereinen und muslimischen Gruppen tendenziell kritisch gegenüberstehen, weist darauf hin, dass die Wirkung muslimischen zivilgesellschaftlichen Engagements nicht zuletzt davon abhängt, wie viel Raum ihm die Mehrheitsgesellschaft zugeht.

Muslime, die ihre Wurzeln in Regionen haben, aus denen gegenwärtig Flüchtlinge kommen, sind besonders stark in die Flüchtlingshilfe eingebunden. Der gemeinsame Herkunftsbezug erweist sich damit über die geteilte Glaubenszugehörigkeit hinaus als Faktor der Solidarisierung mit Geflüchteten. Zudem bringen die muslimischen Migranten besondere kulturelle, wie etwa sprachliche Kompetenzen zum Einsatz. Im Zuge der Fluchtzwanderung erfahren diese Kompetenzen erstmals eine Wertschätzung in der Mehrheitsgesellschaft.

Die Befragungsergebnisse legen für Christen und Muslime gleichermaßen einen relativ starken Zusammenhang zwischen Gemeindebindung und dem Engagement für Geflüchtete offen. Es sind allerdings nicht die regelmäßigen Besucher von Sonntagsgottesdiensten und Freitagspredigten, die sich in besonderem Maße für Flüchtlinge engagieren, sondern vor allem diejenigen, die außerhalb religiöser Zeremonien regelmäßig in den Gemeinden verkehren. Ist eine solche Gemeindegliederung nicht gegeben, sinkt der Anteil der Engagierten jeweils fast um die Hälfte. Den Gemeinden kommt daher eine besondere Bedeutung für die Koordination der Flüchtlingshilfe zu.

Die Mehrheit der Engagierten bringt kein besonderes Sendungsbewusstsein mit und beabsichtigt nicht, Flüchtlinge religiös zu indoktrinieren. Nur eine Minderheit bejaht, möglichst viele Menschen für die eigenen Grundüberzeugungen gewinnen zu wollen. Zu diesen Grundüberzeugungen zählt allerdings in fast allen Fällen eine tolerante Haltung gegenüber anderen religiösen Traditionen und Weltanschauungen. Damit werben diese Befragten nicht zuletzt auch für die freiheitlich-demokratische Grundordnung. Zutreffender ist es daher, von einer »inspirierten Offenheit« zu sprechen. In allenfalls 1–2 % der Fälle lässt sich von der Absicht einer reaktionären, fundamentalistisch gefärbten Einflussnahme sprechen, die allerdings nicht nur von muslimischen, sondern auch von konfessionslosen und christlichen Flüchtlingshelfern ausgeht.

HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN

Die Flüchtlingshilfe hat die gesellschaftliche Teilhabe weiter demokratisiert. Sie hat einen aktivierenden Effekt auf das Ehrenamt und Personengruppen erreicht, die sich bislang weniger engagiert haben, z.B. junge Erwachsene sowie Menschen mit Migrationshintergrund und niedrigem Einkommen. Eine Möglichkeit der Verstärkung besteht nun darin, die Flüchtlingshilfe stärker mit anderen, klassischen Bereichen von sozialem Engagement zu verzahnen, etwa Sport, Schule und Kindergarten sowie Kultur und Musik. Dafür müssen in diesen Bereichen Eintrittsschwellen gesenkt und Prozesse interkultureller und interreligiöser Öffnung initiiert werden.

Kirchen- und Moscheegemeinden haben in den letzten Monaten ungeahnte Kräfte mobilisiert und eine gehörige Improvisationsfähigkeit bewiesen. Zugleich ist zu vermuten, dass einige lokale Religionsgemeinschaften mit dem Spagat zwischen Tagesgeschäft und Flüchtlingshilfe überfordert waren und sind, da vieles vom Ehrenamt getragen wird. Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, im Bereich der Flüchtlingshilfe verstärkt interreligiöse Partnerschaften einzugehen, in denen ehrenamtliche Helfer mit unterschiedlichen religiösen Hintergründen zusammenkommen.

Dies verspricht verschiedene Vorteile: Die Aufgabe lassen sich auf mehrere Schultern verteilen, sodass die Angebote verlässlicher und verbindlicher werden. Brückenbil-

dende Sozialbeziehungen wachsen und eine niedrigschwellige, zielgerichtete Form des interreligiösen Aktivismus wird eingeübt.

Ehrenamtliche müssen durch Qualifizierungsmaßnahmen nicht zu Sozialarbeitern ausgebildet, sondern in die Lage versetzt werden, Unterstützungsbedarfe zu erkennen und Brücken zu den zuständigen Institutionen zu schlagen sowie mit der kulturellen Vielfalt innerhalb ihrer Religionstradition (wie herkunftslandspezifische Auslegungen und Praxisformen) wertschätzend umzugehen. Durch strukturierte Bündelung der Inhalte kann der Aufwand reduziert werden.

Die Fluchtmigration bestätigt einmal mehr die sozialpsychologische Kontakthypothese. Wo sich Mitglieder verschiedener Gruppen auf Augenhöhe begegnen und dies von den relevanten Autoritäten unterstützt wird, werden Vorurteile ab- und Empathie aufgebaut. Auch vor diesem Hintergrund erscheint es erstrebenswert, Flüchtlingsunterkünfte in bestehende Wohnquartiere zu integrieren, anstatt sie in Industrie und Gewerbegebiete auszulagern.

In dem Maße, wie die Gemeinschaftsunterkünfte als Anlaufstellen durch eine dezentrale Unterbringung entfallen, gilt es, andere Begegnungsräume zu etablieren. So sind etwa Schulen und Kindergärten natürliche Foren niedrigschwelliger Begegnung, die sich durch sozialpädagogi-

sche Begleitung und Angebote weiter befördern lassen. Weitere Ansätze entstehen derzeit vielerorts, nicht zuletzt durch lokale zivilgesellschaftliche Initiativen, z.B. interkulturelle Gärten, Reparaturcafés oder die gezielte Einbeziehung von Geflüchteten in die Stadtteilarbeit.

Versuche religiöser Indoktrinierung in ihre Grenzen zu weisen, ist in einer auf Toleranz setzenden Gesellschaft ein berechtigtes Anliegen. Allerdings darf es nicht dazu führen, Muslime und Moscheegemeinden pauschal unter Verdacht zu stellen. Eine solche Kultur des Misstrauens trifft die Falschen und untergräbt die zivilgesellschaftlichen Potenziale, die im Engagement für die Flüchtlinge zutage getreten sind: Muslimische Bürger haben sich hier in vielerlei Hinsicht als Brückenbauer erwiesen, auf die eine offene, vielfältige Gesellschaft angewiesen ist. Vernetzungsangebote, Beratung und Qualifizierung können dazu beitragen, dass die Flüchtlingshelfer das, was die meisten von ihnen ohnehin tun – nämlich vorzuleben und zu vermitteln, wie eine religiöse Identitätsfindung inmitten der pluralistischen deutschen Gesellschaft gelingt –, noch besser und bewusster tun können.

Der Autor ist Flüchtlings-Koordinator im Erzbistum Berlin.



Buchbesprechung von Thomas Brose

GOTT IN DER GROSSSTADT

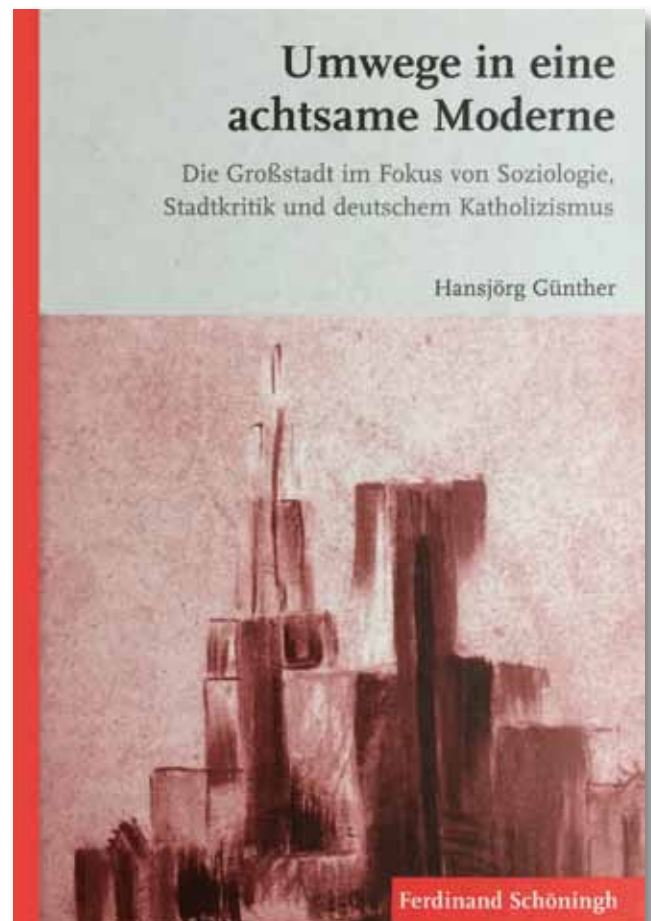
**Glaube und ländliche Gemeinschaft, Großstadt und Gottlosigkeit:
Für viele reimt sich das noch heute, obwohl schon das frühe Christentum eine urbane Religion war
und die Jesus-Jünger in der Großstadt Antiochia erstmals »Christen« genannt wurden.**

Und bereits Anfang 2007 lebte nach einem UN-Bericht mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in urbanen Ballungsräumen, vor allem in den lateinamerikanischen Mega-Citys mit ihrer überwiegend katholischen Bevölkerung. Aber soweit braucht man vom Erzbistum Berlin aus gar nicht zu fahren: Wer in unser Nachbarland Polen reist, kann dort eine Kirche erleben, die gerade in den großen Städten präsent und mitten unter den Menschen ist.

Uralt ist die Vorstellung von der Existenz heiliger Orte. Metropolen wie Berlin scheinen dagegen für viele – in Negation dieser wirkmächtigen Vorstellung – weiter ein ganz und gar unheiliger Platz zu sein: »In der Asphaltstadt bin ich daheim. Von allem Anfang / Versehen mit jedem Sterbesakrament: / Mit Zeitungen. Und Tabak. Und Branntwein.« Der fortschrittsgläubige Bertolt Brecht, der im Gedicht Vom armen B.B. die urbane Welt der 1920er Jahre besingt, hat Anteil daran, dass die moderne Großstadt unter Gläubigen nicht gerade den besten Ruf genießt, sondern als religionszerstörend gilt.

Sollte die Kirche also lieber im Dorf bleiben? Die Historie von Paris, Wien und Rom reicht bekanntlich wesentlich tiefer in die Vergangenheit hinab als die Erinnerung in der deutschen Hauptstadt mit ihren gut 3,5 Millionen Menschen. Aber tatsächlich gibt es heute keinen Kristallisationspunkt, an dem sich Spuren europäischer und globaler Geschichte in der Gegenwart derart kreuzen wie am Brennpunkt Berlin. »Und da muss ich hin; da muss der Papst hin.« In diesem Wort, ausgesprochen im Juni 1996 von Johannes Paul II. im kreisenden Hubschrauber hoch am Himmel über Berlin, verdichtet sich politisch-religiös gedeutete Welterfahrung.

Ein Verdienst der Studie Umwege in eine achtsame Moderne von Hansjörg Günther ist es, den Zusammenhang zwischen Großstadt und Katholizismus mit bisher nicht erreichter Tiefenschärfe zu erforschen. »Der Anstoß zu dieser Untersuchung kam aus meiner eigenen Auseinandersetzung mit der Großstadt Berlin, in der ich als katholischer Priester lebe und arbeite. Wie christlicher Glaube in den rasanten Veränderungen unserer Zeit lebbar ist, war mir dabei immer eine wichtige Fragestellung.«, schreibt der Autor im Vorwort zu seiner materialreichen Untersuchung, einer Dissertation im Fach Christliche Sozialwissenschaften. Günther zitiert Kurt Tucholsky mit dem Ausspruch: »Die Kirche rollt durch die neue Zeit dahin wie ein



Hansjörg Günther
Umwege in eine achtsame Moderne.
**Die Großstadt im Fokus von Soziologie, Stadtkritik
und deutschem Katholizismus**
Schöningh, Paderborn 2015, 495 S.



*In dieser Stadt reicht die Kanzel nicht.
In dieser Stadt reicht der Religionsunterricht
nicht. In dieser Stadt reicht die Seelsorge
nicht. Ueber ihre Grenzen hinaus müssen
Presse, Buch, Flugblatt gehen.*



rohes Ei.« Sie scheint sich also nicht gelassen fortzubewegen, wie es dieser ehrwürdigen Institution gebührt, sondern – so Tucholsky – durch die modernen Zeitläufe eher zu trudeln und zu taumeln. Was aber bedeutet es, wenn die Gemeinschaft der Glauben in ihrer eigenen Herkunft keinen Halt mehr findet oder unfähig ist, zweifelnden und suchenden Menschen Rückhalt und Orientierung zu geben? Indem Günther neue Forschungsergebnisse aus Soziologie und Katholizismus-Forschung aufnimmt und auswertet, gelingt es ihm, diese Frage aufzugreifen und eine spannende These zu formulieren: Es existierte zwar kein Masterplan für die Moderne, und es waren nicht selten Suchbewegungen ungeplanter Modernität, die die katholische Kirche vorwärtsbrachten, aber es gab nicht bloß ein blindes Herumstolpern, sondern letztlich einen achtsamen Weg, der mit dem Potential der Institution verbunden ist: Katholizismus und Moderne stehen sich daher keineswegs feindlich und unversöhnlich gegenüber, sondern fordern einander zur Achtsamkeit heraus.

Auf dem Weg zu einer qualitativ neuen Verbindung von Religion und Urbanität hatte der deutsche Katholizismus jedoch hohe Hürden zu überwinden, ehe es ihm gelang, sich aus dem Schatten des Kulturkampfes (1871–1887) zu lösen und das Gefühl eigener »Inferiorität«, also einer geistig-kulturellen Zurückgebliebenheit, abzustreifen – und damit ein weltoffenes Verständnis für Glaube und Großstadt zu gewinnen, das z.B. dem charismatischen Berliner »Weltstadtapostel« Carl Sonnenschein den Weg bereitete, um im expressiven Telegrammstil festzuhalten: »In dieser Stadt reicht die Kanzel nicht. In dieser Stadt reicht der Religionsunterricht nicht. In dieser Stadt reicht die Seelsorge nicht. Ueber ihre Grenzen hinaus müssen Presse, Buch, Flugblatt gehen.«

Verfolgte das katholische Milieu bis zum Ersten Weltkrieg eher die Tendenz, ein Übermaß an staatsbürgerlicher Loyalität zu leisten und die wilhelminische Großstadtfeindlichkeit zu akzeptieren, kam durch den Untergang des Kaiserreiches das Modernisierungspotential der »katholischen Subkultur« (Thomas Nipperdey; Urs Altermatt) plötzlich voll zum Tragen. Gerade unter gebildeten Großstädtern gab es einen regelrechten Konversionsboom: Hugo Ball, Max Scheler, Gertrud von Le Fort und Edith Stein lauten bekannte Namen. »Die spezifische katholische Ungleichzeitigkeit«, so der Theologe und Sozialwis-

senschaftler, »versprach gerade Künstlern und Intellektuellen Wege zum Heil.«

Tatsächlich erweist sich Günthers Blick auf die Großstadt Berlin, den Kristallisationspunkt vieler soziologischer Diskurse (Max Weber; Werner Sombart; Georg Simmel), als fruchtbarer Ansatz. Denn wie neben vier anderen katholischen Zeitschriften vor allem die Relecture des Hochland aus den 1920er Jahren zu zeigen vermag, kommen darin verstärkt Brückenbauer zwischen »Katholizismus und Moderne« zu Wort. »Ob wir sie [die Großstadt] nun lieben oder hassen, ob wir mit ihr oder gegen sie arbeiten«, zitiert der Verfasser aus einem Artikel des Romanisten Hermann Platz, »eines müssen wir alle, uns mit ihr und ihrer Eigenart auseinandersetzen.« Dies auf eine innovative Art getan zu haben, ist das Verdienst von Günthers Untersuchung. Zu Recht weist die Studie darauf hin, dass die spätmoderne Gesellschaft mit Blick auf die unsichere Zukunft gerade dabei ist, kulturelle Überlieferungen neu zu gewichten. »Bei aller Verbundenheit mit Traditionen hat die Kirche mit auffallender Besonnenheit auf die gesellschaftliche Komplexität reagiert: ihr geht es nicht um eine Anpassung an die Moderne um jeden Preis, sondern um »kritische Zeitgenossenschaft«.

Oder um es mit Papst Franziskus, selbst Großstädter, und mit den Worten von Evangelii Gaudium zu sagen: »Ich träume von einer missionarischen Entscheidung, die fähig ist, alles zu verwandeln, damit die Gewohnheiten, Stile, die Zeitpläne, der Sprachgebrauch und jede kirchliche Struktur ein Kanal werden, der mehr der Evangelisierung der heutigen Welt als der Selbstbewahrung dient.«

Dr. Thomas Brose ist Projektleiter am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie und Religionswissenschaft in Erfurt.

Publikationen zum Thema Großstadt:

Zwischen Himmel und Erde.

Christsein in einer säkularen Welt

Würzburg 2008.

Kein Himmel über Berlin?

Glauben in der Metropole

Kevelaer 2014.

Großstadtglaube.

Katholische Präsenz in Berlin

Frankfurt/M. 2017.

KATECHESE. WEITER. DENKEN.

Symposion für alle katechetischen Dienste in den Pfarreien,
Pastoralen Räumen und Muttersprachlichen Gemeinden

8./9. September 2017

Freitag von 17.30 - 21.00 Uhr

Samstag von 10.00 - 16.30 Uhr

St. Canisius

Kirche, Pfarrzentrum
und Forum der Jesuiten

Witzlebenstr. 30

14057 Berlin

Charlottenburg



Leitung:

G. Kraatz

K. Höfig

H. Fränkert-Fechter

Veranstalter:

Erzbischöfliches Ordinariat Berlin

Dezernat II Seelsorge

Anmeldung unter:

www.erzbistumberlin.de/katechese

Referentinnen:

Dr. Claudia Hofrichter

Referentin für Interkulturelle
Pastoral/Bibel und Kunst der
Diözese Stuttgart-Rottenburg

Uta-Maria Königer

Leiterin der Fachstelle
Religionspädagogik
im Kanton Zürich



Familienwallfahrt Alt-Buchhorst

So, 16. Juli 2017



Mit der Bahn

Regionalbahn Richtung Frankfurt/Oder
8:21 Uhr ab Hauptbahnhof
(weiter jede Stunde)
nach Fangschleuse. Fußweg durch den Wald
2,6 km, ca. 30 min

Regionalbahn bis Erkner s.o. oder
S-Bahn S3 Richtung Erkner
8:22 Uhr ab Ostkreuz,
weiter alle 20 min / 02, 22, 42

Zu Fuß

von Erkner nach Alt-Buchhorst
Start 9:00 Uhr Bahnhof Erkner
7,3 km, davon 6 km durch den Wald
ca. 2 Std.

Mit dem Fahrrad

von Erkner nach Alt-Buchhorst
Start 10:00 Uhr Bahnhof Erkner
8,7 km, ca 30 min

Alt-Buchhorst Seniorenwallfahrt

Mi, 19. Juli 2017



- ab 9:00 Uhr Bus-Shuttle vom S-Bahnhof Erkner
- 10:15 Uhr Wallfahrtsweg mit der Muttergottes durch den Wald
- 11:15 Uhr Eucharistiefeier mit Erzbischof Dr. Heiner Koch
- 12:30 Uhr Mittagessen
- 13:30 Uhr Wallfahrtsstunde
Vortrag
Anbetungsstunde in der Kapelle
- 14:30 Uhr Kaffee und Kuchen
- 15:30 Uhr Abschlussandacht
- anschl. Bus-Shuttle zurück zum S-Bahnhof Erkner

Anmeldung über Ihre Pfarrgemeinde oder an:

www.erzbistumberlin.de/seniorenwallfahrt
030 32684/527
Unkostenbeitrag: 10,- Euro